KLARTEXT
Das Magazin der Deutschen Journalistenschule
Lehrredaktion 55A I Nr. 42 I 2017

NÄHE

Pressefreiheit ist das Recht zu erfahren, was geschieht, warum es geschieht – und was schief geht.

Es ist ein Menschenrecht. Überall. Und für Alle.

Georg Mascolo

Georg Mascolo, *Leiter der Recherchekooperation von NDR, WDR und Süddeutscher Zeitung*

Geschrieben mit der Waffe für Informationsfreiheit.

THE WEAPEN

Setzen auch Sie ein Zeichen gegen Zensur mit Ihrem WEAPEN.
Erhältlich auf **THEWEAPEN.COM**

REPORTER OHNE GRENZEN
FÜR INFORMATIONSFREIHEIT

EDITORIAL

NÄHE KOTZT INS TREPPENHAUS.
SIE RIECHT NACH KOKOSÖL UND SCHMECKT NACH KÄSE. SIE IST BRAUNES HARZ UND STRAFFES GUMMI. SIE ZERFRISST MENSCHEN, SIE VERSCHLINGT STÄDTE. NÄHE GEHT BARFUSS. SIE IST HÄSSLICH, LAUT UND KALT. SIE KRIBBELT. MANCHMAL KOMMT SIE MIT DER POST. SIE HEILT, SIE ZERSTÖRT. SIE IST EIN VERBRECHEN.

NÄHE IST IMMER DA. SIE VERSTECKT SICH, WIR HABEN SIE GEFUNDEN.

NÄHE IST IMMER EINE GESCHICHTE. ÜBER SÜCHTIGE, FÜR DIE SIE ZUR LAST WIRD. ÜBER EINSAME, FÜR DIE SIE ZUR QUAL WIRD. ÜBER KÄMPFER, DIE SIE STARK MACHT. WEIL SIE MUTIG IST UND ANTREIBT.

WIR WAREN BEI MENSCHEN, DIE UNS BEWEGEN, UND DIE VON NÄHE BEWEGT WERDEN: SIE SIND IN DEN WALD GEZOGEN, INS ALL GEFLOGEN, SIE HABEN HÄUSER VERSETZT UND MIT HASCH GEDEALT.

NÄHE IST AUFREGEND, NÄHE MACHT SPASS, MANCHMAL NERVT SIE, MEISTENS TUT SIE GUT.

SIE IST NUR EIN MOLEKÜL.
SIE IST DAS SCHÖNSTE, WAS WIR KENNEN.

DIE REDAKTION

IMPRESSUM

NÄHE // KLARTEXT NR. 42
Das Magazin der Lehrredaktion 55A
Deutsche Journalistenschule

HERAUSGEBER
Deutsche Journalistenschule e.V.
Hultschiner Straße 8, 81677 München
+49 89 2355740, www.djs-online.de
post@djs-online.de

CHEFREDAKTION (V.I.S.D.P)
Hannah Knuth, Fabian Swidrak
CHEFINNEN VOM DIENST
Antonia Küpferling, Helena Ott
TEXTCHEFS
Matthias Bolsinger,
Elisabeth Kagermeier
BILDCHEF
Erik Häußler
ART DIRECTION
Sarah Pache, Marlene Thiele
REDAKTION
Irini Bafas, Matthias Bolsinger,
Julia Haas, Erik Häußler,
Elisabeth Kagermeier, Hannah Knuth,
Antonia Küpferling, Helena Ott,
Sarah Pache, Johanna Sagmeister,
Jonas Seufert, Caspar Schwietering,
Fabian Swidrak, Marlene Thiele,
Vera Weidenbach

BERATUNG
Bene Benedikt (Konzept)
Christian Bleher (Text)
Daniel Etter (Fotografie)
Simon Hurtz (Online)
Elisabeth Wallner (Layout)
TITELFOTO
Daniel Etter
ANZEIGEN
Jennifer Kalisch, DJS Schulungs- und
Service UG (haftungsbeschränkt)
Hultschiner Str. 8, 81677 München
+49 5221 1211597
anzeigen@klartext-magazin.de
DRUCK UND LITHOGRAFIE
Lanarepro GmbH Südtirol,
Peter-Anich-Straße 14,
I-39011 Lana (BZ)
Tel: +39 0473 498500

WIR DANKEN
Natali Glisic, Nora Heinisch,
Louis Kellner, Anna Mayr,
Emily Schofield, Anna Schwietering,
Niclas Seydack,
Katrin Streicher, dem Team
der DJS und der 55B

INHALT

6
ER FOLGT IHM
Ein Mann lebt seit 32 Jahren allein im Wald. Warum macht er das?

12
IM AUSSENDIENST
Wenn der Job mehr verlangt. Vier absurde Anekdoten

14
WIE ENG IST ES DA OBEN, HERR REITER?
Was man im All über Nähe lernt

18
DAHOME
226.000 Quadratmeter Amerika in der Oberpfalz. Ein Besuch

24
SIE KOTZT MICH AN. ICH MACHE MIR SORGEN
Wie die alkoholkranke Nachbarin unseres Autors Teil seines Lebens wurde

28
MEINE ANGST
Wenn Nähe zur Qual wird. Wie lebt man mit Sozialphobie?

30
JAGD
Unterwegs mit Deutschlands erfolgreichstem Paparazzo

34
BONNIE & BONNIE
Sie waren immer zu zweit. Dann rissen 20 Kilo Hasch die Zwillinge auseinander

38
OMMMMM
Bei Orgasmischer Meditation geht es nicht um Sex. Sicher? Ein Selbstversuch

40
FREUND DURCH FEIND
Er ist 26, sie 51. Pegida bringt sie zusammen

44
LIEBE MACHEN
Ein Paar erzählt aus seinem Leben ohne Sex. Zwei Briefe

46
ZUG UM ZUG
In Schweden muss eine Stadt umziehen. Geht das?

52
DIRIGENTIN DER LUST
Eine Sängerin verlässt die Oper, um Pornos zu drehen

56
HI FIVE
Geschichten aus dem Leben von Fünflingen

58
SIE LIEBT MICH, SIE LIEBT MICH NICHT
Frau M. macht Cecilia Lambertis Leben zur Hölle

62
MÄDCHENZIMMER
Wie Prostituierte ihr Bordell zum Zuhause machen

68
„ICH SPÜRE JEDES KILO, DAS ER ZU VIEL HAT“
Herr Arlt, Herr Wendl, liegen Sie gerne aufeinander?

70
DER GROSSE LÖFFEL
Elisa Meyer kostet 60 Euro die Stunde. Sie kuschelt

74
SCHLUSS MIT DEM GESÜLZE

ER FOLGT IHM

HEINRICH MAUCHER ZOG VOR 32 JAHREN IN DEN WALD. WEIL IHM DIE MENSCHEN ZU NAH WAREN. UND GOTT ZU FERN

TEXT Marlene Thiele
FOTOS Erik Häußler

Sechsundvierzig Hütten stehen in Heinrich Mauchers Wald, auch zehn Kapellen, acht Türme, vier davon mit Glocken, eine Grotte und eine Kirche von der Größe eines Einfamilienhauses. Er hat alles selbst gebaut. Alles für Maria, die heilige Mutter Gottes. Manche sagen, er sei verrückt. Maucher sagt: „Es war Gottes Wille."

Vor 32 Jahren ist er in den Wald gezogen. Er lebt hier ohne fließend Wasser, ohne Strom und ohne Internet, betet sechs Mal am Tag. Seine Geschichte könnte vom Rückzug von den Menschen und der Suche nach Gott handeln. Stattdessen handelt sie von einem Mann, der allein sein will, aber nicht kann.

Ein Tag im Juni. Maucher fixiert einen Nagel mit der linken Hand, in der rechten hält er einen Hammer, dann schlägt er zu. Das Geländer seines Zauns hat sich an einigen Stellen von den Pfeilern gelöst, das will er jetzt reparieren. Seine schulterlangen grauen Haare formen einen Kranz, er trägt einen gestutzten Vollbart, eine hellblaue, ausgeleierte Basecap und ein langes Gewand in marineblau, der Farbe Marias. Um seinen Hals hängt meist ein großes, hölzernes Kruzifix. Immer wieder nimmt er seine Schubkarre und eilt damit in die Werkstatt, um neue Nägel und Bretter für den Zaun zu holen. Maucher ist 75. Er geht barfuß, auch im Winter. Über die Jahre hat sich an seinen Zehen eine dicke Hornhaut gebildet.

Es vergeht kaum ein Tag, an dem Maucher nicht arbeitet. Zuletzt hat er das Dach einer Hütte neu gedeckt. Vom Fundament bis zur Dachverkleidung ist alles an den Gebäuden Mauchers Werk. Er baut ohne Gerüst. Er sagt: „Gott hilft mir dabei."

Mauchers Einsiedelei liegt im bayerischen Schwaben, rund 80 Kilometer von Augsburg entfernt. Wer sie betreten will, muss durch einen Wald. Gepflasterte Wege verbinden dort die Hütten, trennen sich und kommen wieder zusammen, führen über eine sprudelnde Quelle und leiten zu den Kapellen. Überall stehen Töpfe voller Stiefmütterchen, Geranien und Plastikblumen, mindestens 500 sind es. Immer wieder werden die Wege von Holzbögen überbrückt, an vielen ist ein Brett montiert. Darauf hat Maucher Psalmen oder fromme Sprüche geschrieben: „Ja, selig, die das Wort Gottes hören und es befolgen."

Maucher war ein junger Mann, der feiern ging und Autos mochte

Der Ort, an dem aus Heinrich Maucher ein fanatischer Gottesjünger wurde, liegt nur wenige Kilometer von der Einsiedelei entfernt. Maucher stammt aus Maria-Baumgärtle, einer Wallfahrtsstätte mit kaum 30 Häusern. Seine Eltern führten einen Bauernhof mit Kühen und Land. Als ältester Sohn war er als Hoferbe vorgesehen.

Maucher sagt, dass er schon immer religiös war. Wie viele in der Region war er Ministrant, ging sonntags in die Kirche. Ein normaler junger Mann, sagt ein Jugendfreund. Einer, der Autos mochte, auf Feiern ging. Aber irgendwann

6 STUNDEN BETET MAUCHER TÄGLICH

GOTT IST ÜBERALL in der Einsiedelei. Maucher hat Schilder mit Psalmen und frommen Sprüchen aufgehängt

ZU EHREN MARIAS baute Maucher seine erste Grotte in den Wald

kam der Tag, an dem ihm die Menschen zu nah waren und Gott zu fern. Und an dem er daran etwas ändern wollte.

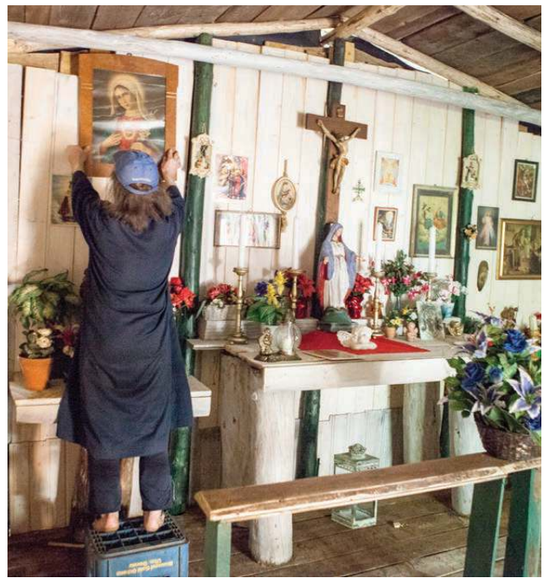
Mauchers Sehnsucht nach Gott wuchs, als 1981 seine Mutter starb, da war er 40. Der Vater kümmerte sich um den Hof, Maucher begann zu pilgern: Zweimal war er in Lourdes, dreimal in Fátima, sechsmal in Israel, er reiste nach Tunesien, Polen, Belgien, Spanien, Italien. Zwei Jahre später starb auch der Vater. Mauchers Geschwister waren weggezogen, eine Frau fand er nie. Der Hof lief immer schlechter: Die Kühe wurden krank, drei Tierärzte konnten ihnen nicht helfen. Mit 44 konnte Maucher die Rechnungen nicht mehr bezahlen. Er betete, versuchte dabei mit seinen Eltern im Jenseits Kontakt aufzunehmen. Er verkaufte nach und nach Land und Vieh.

Dann ging Maucher in den Wald. Auf einem Stück Land, das er geerbt hatte, baute er eine Grotte, darin ein Bildnis der Mutter Gottes. Er nannte den Ort Mariental. Sein Briefkasten steht am Waldrand.

Während Maucher an seinem Zaun arbeitet, spazieren ein alter Mann und seine Enkeltochter durch die Einsiedelei. Mit großen Augen bestaunt das Mädchen die vielen Kreuze, die heute zwischen den Bäumen stehen. Der Rückzugsort, den Maucher sich hier geschaffen hat, fasziniert die Menschen.

Wenn man mit Maucher spricht, versteht man ihn kaum. Er redet selten in ganzen Sätzen. Häufig spricht er in Schlagwörtern, hastig und in starkem Schwäbisch. Auf viele Besucher seiner Einsiedelei macht er einen verwirrten

MAUCHER ARBEITET fast täglich an seinem Dorf



DER DRITTE WELTKRIEG
stehe kurz bevor, glaubt Maucher. Indizien findet er viele, sie stehen in diesem Buch

ZWEI DUTZEND MAL JESUS
und eine Bayernflagge – das ist die Dekoration in Mauchers Schlafzimmer

RUND 200 KREUZE
stehen im Wald. Es sind ehemalige Grabmarkierungen, die Maucher von Besuchern geschenkt bekommen hat

Eindruck. Sie beobachten ihn mit einer Mischung aus Entsetzen und Neugier. Maucher ist ein Mann, über den sich die Menschen im Umkreis Geschichten erzählen.

Eine dieser Geschichten handelt von Mauchers ersten Jahren im Wald. Das Landratsamt hatte die Grotte abreißen lassen. Maucher baute eine neue. Angeblich hatten sich die Arbeiter geweigert, diese ebenfalls zu zerstören. Einer ihrer Kollegen soll nach dem ersten Abriss bei einem Autounfall gestorben sein. Hatte Gott den Eingriff verhindern wollen? Man ließ den einsamen Mann im Wald besser in Ruhe.

Heute zeigt Maucher Besuchern ein blaues Büchlein, wenn sie es sehen wollen. Darauf steht: „Der dritte Weltkrieg in Prophetie und Vorausschau." Auf dem Cover schweben Engel mit Fanfaren über einem Atompilz. Während einer Wallfahrt habe er das Buch bei einem Seher gekauft, sagt Maucher. Er ist seitdem überzeugt, dass der nächste Weltkrieg unmittelbar bevorsteht. Die Hütten, die er gebaut hat, sollen die Menschen schützen. Maucher sagt, am Ende blieben nur die Katholiken verschont.

Viele Menschen wollen den Einsiedler sehen. Er hat Parkplätze angelegt und eine Garage gebaut

Maucher baute immer weiter. Verkaufte den Hof und errichtete mit dem Erlös weitere Hütten. Dann Kapellen und eine Kirche. Alles mit Brettern aus Fichtenholz. Die Bäume fällt er selbst.

Die Kirche hat eine Empore und mehrere Sitzreihen, in ihr stehen unzählige Plastikblumen. In seiner eigenen Hütte, rund zehn Quadratmeter groß, hängen Kreuze und Bilder von Jesus über dem schmalen Bett. Weiter hinten gibt es eine kleine, dunkle Nische. Mehrere Stunden am Tag zieht sich Maucher dorthin zurück, um zu Gott zu sprechen. Er will lieber hier beten als in der Kirche.

Die ersten Jahre im Wald war Maucher allein. Dann kamen immer mehr Besucher. Familien, Sängergruppen, sogar Bustouristen. Sie alle wollten den Einsiedler sehen. An manchen Sonntagen würden 150 Menschen kommen, sagt Maucher. Eingeladen hat er sie nicht. Er sagt, dass sie ihn vom Beten und Arbeiten abhalten. Hört man ihm zu, könnte man meinen, Maucher wolle einfach wieder allein sein. Aber will er das wirklich?

Heinrich Maucher hat vor dem Tor zur Einsiedelei mehrere Parkplätze angelegt und eine Garage gezimmert. Die Kapellen und die Kirche nutzt er nicht, sie sind für die Gäste. Er hat ihnen Wegweiser aufgestellt: „Zur Riesenfichte", „Pilger-Pfad". Der Hammer, mit dem er den Zaun repariert, ist ein Geschenk der Besucher, die Nägel auch. Sie bringen Lebensmittel und Geld, Blumen und Bilder, die die Kapellen und Hütten schmücken. Ein Augsburger kommt seit 20 Jahren, um Maucher zum Einkaufen zu fahren. Vor drei Jahren hat er ihm einen kleinen Traktor geschenkt, Maucher bringt damit nun Baumstämme zum Sägewerk. Zwei Frauen begleiten ihn regelmäßig zur Messe.

Maucher bezieht 160 Euro Rente. Er hat im Laufe der Jahre wohl gemerkt, das Gottes Hilfe allein nicht reicht. Und dass er die Menschen doch mag, obwohl er sie verlassen hat.

Es ist Nachmittag, der Zaun ist gerade repariert, da kommen drei Rentner mit Fahrradhelmen auf ihn zu. Einer der Männer legt ein Paket mit Wurst und Käse auf den Tisch, die anderen beiden werfen Münzen in einen der Opferstöcke. Sie fragen: „Gibt es ein neues Haus, Heinrich?"

Heinrich Maucher zögert. Eigentlich wollte er jetzt beten. Dann geht er auf die Männer zu.

PROTOKOLLE Irini Bafas, Julia Haas, Vera Weidenbach
FOTOS Daniel Etter

IM AUSSENDIENST

SIE WOLLEN EINFACH NUR IHREN JOB MACHEN. IHRE KUNDEN ABER ÜBERSCHREITEN IMMER WIEDER GRENZEN. VIER ABSURDE BEGEGNUNGEN

Daniel Brown, 38, Altenpfleger

Einer meiner Lieblinge war ein grantiger alter Mann, 90 Kilo schwer. Für uns Pfleger war es sehr anstrengend, ihn umzudrehen oder aus dem Rollstuhl zu heben. Er hat nur rumgemault, ist nie zu den Veranstaltungen des Seniorenheims gegangen. Den ganzen Tag saß er in seinem Sessel vor Bildern von verstorbenen Familienmitgliedern oder hat Fernsehen geschaut. Irgendwann hatte keiner von uns Pflegern mehr Lust auf ihn. Da habe ich ihn nach Feierabend in den Rollstuhl gesetzt und in den Englischen Garten gefahren. Er hat den ganzen Weg geflucht. Sei doch mal still, habe ich gesagt. Am Chinesischen Turm haben wir ein Bier getrunken. Da hat er plötzlich angefangen, von seiner Jugend zu erzählen und dass er mit seiner Frau mal hier war. Auf dem Heimweg habe ich gefragt: War das jetzt so blöd? Nein, war nicht blöd, hat er geantwortet.

Viviana Pirroni, 37, Depiladora

Wenn die Leute in mein Waxingstudio kommen, habe ich eine gewisse Macht über sie. Ich habe viele reiche Kundinnen, die von einem Chauffeur vorgefahren werden. Menschen, die mich auf der Straße überhaupt nicht beachten würden. Doch wenn sie zum Waxing kommen, plaudern sie ihre Geheimnisse aus. Die Frau eines bayerischen Regierungsmitglieds hat mir erzählt, dass ihr Mann letzte Woche fremdgegangen sei. Ich weiß genau, in welchem Hotel und mit wem. Weil ihr Mann öffentlich bekannt ist, hat sie sonst niemanden, mit dem sie darüber sprechen kann. Der Skandal könnte ja in ein Klatschblatt gelangen. Mir aber vertraut sie. Ihre Wut ist aus ihr herausgebrochen, ich musste Psychologin spielen. Mit den Liebesgeschichten meiner Kunden könnte ich mittlerweile einen Beziehungsratgeber schreiben.

Stefanie Thanner, 31, Friseurin

Ich rede beim Haareschneiden nicht über das Wetter. Wenn wir uns schon unterhalten, dann bitte mit Inhalt. Am liebsten aber mag ich schweigende Kunden, schließlich sind wir Fremde. Dann entspannen wir beide und ich konzentriere mich auf die Arbeit. Als ich 15 war, zu Beginn meiner Lehre am Tegernsee, hat sich ein Kurgast aber zu sehr entspannt: Während ich ihm den Kopf massierte, bewegte sich plötzlich etwas im Schoß unter seinem Umhang auf und ab. Er verzog merkwürdig das Gesicht. Am Anfang war ich unsicher, was passierte. Als mir klar wurde, dass er sich gerade einen runterholte, war ich total schockiert. Ich konnte nicht reagieren. Zum Glück war ich nicht allein im Laden. Meine Meisterin hat sofort gemerkt, was los war, und ihm den Umhang heruntergerissen. Da saß er dann völlig entblößt, während sie zum Telefon griff und die Polizei rief.

Alexander Gerber, 29, Türsteher

Ich entscheide, wer in den Club kommt und schlichte Streits. Oft aber muss ich für Frauen den Retter spielen: Ich soll sie vor Verehrern schützen. Manchmal ist es auch nur eine Masche, um mich kennenzulernen. Letztens hat mich ein Mädchen gebeten, mit ihr zu flirten, um ihre Begleitung eifersüchtig zu machen. Er zeigte ihr zu wenig Engagement. Sie suchte immer wieder meinen Blickkontakt, kam zu mir rüber. Er saß allein auf der Couch und wartete. Ein Lächeln von mir, eine Umarmung, ein paar Sekunden länger, als es für eine freundschaftliche Berührung normal wäre: Schon zahlte er ihr alle Drinks. Wenn eine Frau süß ist, spiele ich gerne mit. Mehr als ein kleiner Flirt ist es ja nicht, ein bisschen Spaß während der Arbeit. Wenn mir eine zu stressig wird, drücke ich den Funkknopf im Ohr und täusche einen Einsatz vor.

WIE ENG IST ES DA OBEN, HERR REITER?

Thomas Reiter verbrachte mehr Zeit im Weltraum als jeder andere Europäer. Ein Gespräch darüber, was man in der Ferne über Nähe lernt

INTERVIEW Hannah Knuth und Fabian Swidrak

350 TAGE LEBTE REITER IM WELTALL

Thomas Reiter verließ die Erde zweimal. Für 350 Tage, 55 Stunden und 40 Minuten war er getrennt von Familie und Freunden, von allem Bekannten – lebte nur mit seinen Kollegen auf engstem Raum im All. Reiter, 59, kann erzählen, was dieser Kontrast mit einem Menschen macht. Es war 1995, als er zur russischen Raumstation MIR flog, wo er als erster Deutscher in den Weltraum ausstieg. 2006 lebte er für ein halbes Jahr auf der internationalen Raumstation ISS. Heute berät Thomas Reiter den Generaldirektor der Europäischen Weltraumorganisation ESA.

Fotos: ESA/NASA

PINK FLOYD IM ALL
Wenn Thomas Reiter von oben auf die Erde blickte, hörte er oft Musik. Auf der russischen Raumstation MIR griff er selbst zur Gitarre

Herr Reiter, gibt es auf der ISS einen Putzplan?
Thomas Reiter: Jeden Samstag stand Putzen auf dem Arbeitsplan. Da mussten alle mitmachen. Es war klar festgelegt, was sauber zu machen ist. Die Oberflächen mussten zum Beispiel desinfiziert und die Luftfilter gereinigt werden. So verging dann immer ein ganzer Vormittag.

Können wir uns das Zusammenleben im All vorstellen wie in einer WG?
Auf der Raumstation ist es ähnlich eng wie in einer Studentenbutze. Trotzdem sitzt man nicht die ganze Zeit aufeinander. Es gab Phasen, in denen ich meine Crewmitglieder kaum gesehen habe, weil alle in verschiedenen Modulen der Raumstation beschäftigt waren. Wenn ich dann spätabends endlich mal zur Ruhe kam, schwebte ich gerne vor einem der Fenster, hörte Musik, zum Beispiel Pink Floyd, und genoss den überwältigenden Blick auf die Erde.

Haben Sie außer Putzen nichts gemeinsam gemacht?
Die Freizeit ist begrenzt, aber am Freitag- oder Samstagabend ließen wir die Arbeitswoche meistens gemeinsam ausklingen. Wir haben dann einen Film angesehen oder zusammen aus dem Fenster geschaut und sind bei dem Ausblick ins Philosophieren gekommen.

Worüber haben Sie in solchen Momenten gesprochen?
Wenn Sie da oben lesen, was auf der Erde gerade so passiert, dann fragen Sie sich: Warum ist es für uns Menschen so schwierig, miteinander auszukommen? Als ich 2006 an Bord der ISS war, gab es einen bewaffneten Konflikt zwischen Israel und Libanon: Wir flogen über den Norden der Sahara, waren hin und weg von dem Anblick, den Farben, und sahen dann plötzlich den Rauch über Beirut. Da wurden wir in die Realität zurückgerissen.

Fühlt man sich dieser Realität überhaupt noch zugehörig, wenn man 400 Kilometer entfernt von der Erde durchs All fliegt?
Definitiv, ja. Ich habe mir beim Anblick aus dem Erdorbit nicht etwa gedacht: Jetzt schaut mal, wie ihr da unten zurecht kommt. Wir haben große Probleme auf der Erde, deren Lösungen teilweise nur von Grenzen in unseren Köpfen behindert werden. Aus dem Weltraum betrachtet gibt es keine Landesgrenzen. Es wird einem bewusst, dass wir dringend Lösungen für die wirklich großen Probleme finden müssen, wie Klimaveränderungen und Kriege.

Waren Sie sich in solchen Gesprächen mit Ihren Kollegen immer einig? An Bord der ISS leben ja auf engem Raum Menschen aus sehr verschiedenen Kulturen.
Die ISS ist kein Ort, an dem man politische oder religiöse Sichten ausfechtet. Man entwickelt eine Sensibilität für heikle Themen. Meine erste Mission auf der russischen Raumstation MIR war während des Tschetschenien-Konflikts. Da hatten meine beiden russischen Kollegen eine sehr dezidierte Meinung, die sich nicht unbedingt mit meiner gedeckt hat. Darüber haben wir dann einfach nicht gesprochen.

Wie würde man an Bord einer Raumstation überhaupt streiten? Man kann der Situation ja nicht entfliehen.
Ich hatte erwartet, dass solche Situationen auftreten, aber es ist nicht passiert. Denn jeder von uns wusste, dass er auf den anderen angewiesen ist. Wenn einer aus der Crew an einem Montag mal den „Blues“ hatte, ein bisschen bedrückt oder introvertiert war, haben die anderen immer versucht, den ein bisschen mitzureißen. Da wurden dann einfach ein paar Scherze gemacht.

Wie kann man sich denn zurückziehen, wenn man mal Ruhe braucht?
Auf der ISS gibt es für jedes Besatzungsmitglied eine kleine Kajüte. Wenn ein Versorgungsraumschiff Briefe von der Familie und Freunden gebracht hat oder ich Emails geschrieben habe, waren das die Momente, in denen ich allein sein wollte. Dann konnte ich die Tür zumachen und war für mich.

Wie haben Sie die Distanz zu Ihrer Familie ausgehalten?
Ich konnte fast jeden Tag mit meiner Familie telefonieren, und wenn es auch nur eine Minute war, zum Beispiel in der kurzen Mittagspause. Von der ISS aus kann man jede beliebige Nummer auf der Erde anrufen. Einmal pro Woche gab es außerdem eine Videokonferenz. Dabei konnte ich meine Familie zuhause sehen. Manchmal hatten sie auch Nachbarn oder Freunde eingeladen. An Bord der MIR, 1995, war das nicht so einfach.

Wieso?
Wir hatten damals nur einmal pro Woche die Möglichkeit, mit unseren Familien zu sprechen. Alle zwei Wochen gab es eine Videoverbindung, während der meine Kollegen und ich immer zusammen vor der Kamera saßen. Unsere Familien mussten dafür in das russische Kontrollzentrum nach Moskau kommen. Wir hatten insgesamt 40 Minuten Zeit, jeder durfte reihum fünf Minuten mit seiner Familie sprechen.

Ein halbes Jahr getrennt von Familie und Freunden, immer dieselbe Umgebung, immer dieselben Menschen – vergeht die Zeit an Bord einer Raumstation schneller oder langsamer als auf der Erde?
Die ersten drei Monate vergehen wie im Flug. Da funktionierst du einfach und alles ist toll. Danach wird dir langsam bewusst, wie eng es dort oben ist und dass du doch auf viele Dinge verzichten musst: frisch zubereitetes Essen oder den Geruch einer gerade gemähten Wiese. Nach vier Monaten schaute ich das erste Mal auf den Kalender, um zu sehen, wie lange die Mission noch dauert. Aber generell ist die Zeit unheimlich schnell vergangen. Kaum war ich wieder am Boden, fielen mir so viele Sachen ein, die ich dort oben noch gerne gemacht oder mir angeschaut hätte.

Wie haben die Aufenthalte im All Ihr Verhältnis zu Ihren Mitmenschen auf der Erde verändert?
Ich bin entspannter geworden im Umgang mit Menschen. Wenn ich an der Supermarktkasse oder im Stau stehe und ungeduldig werde, erinnere ich mich an das beruhigende Gefühl, das ich hatte, als ich von weit weg auf unsere Welt geschaut habe. Das war tiefgreifend, intensiv, weil es jenseits des normalen Erfahrungshorizontes war.

Haben Sie nach Ihren Missionen gefremdelt?
Nein, es war schön, aber anstrengend, plötzlich wieder unter so vielen Menschen zu sein. Nach meiner zweiten Mission gab es in Houston einen großen Empfang, da saß ich dann auf einer Bühne und musste zahlreiche Fragen beantworten. Das war zwar toll, aber ich war sehr geschafft, weil ich erst seit kurzer Zeit wieder in der Schwerkraft war.

Ein Glück, dass Astronauten nach ihrer Rückkehr erst einmal in Quarantäne müssen.
Ich kam nach dieser Veranstaltung in die Quarantänestation, einen Tag vor Weihnachten, kein Mensch weit und breit, und am Kühlschrank hing ein Aufkleber: „Hi Thomas, welcome back, food is in the fridge.“ Da dachte ich mir: Ich komme doch jetzt nicht wirklich nach einem halben Jahr aus dem All zurück, um ein paar trockene Sandwiches zu essen? Trotz der Bedenken meines Crewarztes sind wir dann in ein Restaurant gegangen. Einen Tag nach der Landung einen frisch zubereiteten Salat zu vertilgen, hat sich überirdisch angefühlt.

DAHOME

TEXTE Johanna Sagmeister
FOTOS Daniel Etter

GRAFENWÖHR WÄRE EINE VERSCHLAFENE KLEINSTADT IN DER OBERPFALZ, WÜRDEN DORT NICHT 22.000 US-AMERIKANER LEBEN

THINK BIG
Amanda Coachiarella holt ihre Söhne, anders als sie es in den USA getan hat, häufig zu Fuß von der Schule ab. Ihr Reihenhaus in der Henry-Kissinger-Straße liegt gleich neben dem Kasernengelände mit amerikanischen Schulen, einer Kirche und einem Gemeindezentrum. Diese Wohnsiedlung für 3600 Militärangehörige ließ das amerikanische Verteidigungsministerium vor elf Jahren bauen. Es war eines der größten Wohnbauprojekte Bayerns. Coachiarellas Mann ist als Fallschirmspringer oft auf Einsätzen oder Weiterbildungen, deshalb sei es in Grafenwöhr die meiste Zeit „just me and the kids", erzählt die Mutter.

RESTART
Für Asif Mubarak sieht die Oberpfalz wie ein Postkartenmotiv aus: sauber, grün, idyllisch. Vor drei Wochen kam er mit seiner Frau und den Kindern nach Deutschland. Davor war er in Korea stationiert, wo auch seine Tochter geboren wurde. Alle zwei bis drei Jahre muss die Familie Mubarak an einen neuen Standort ziehen. In der Kaserne funktioniert von der Post bis zum Tanken alles so, wie Mubarak es aus seiner Heimat Texas gewohnt ist. Das hilft ihm beim Neustart.

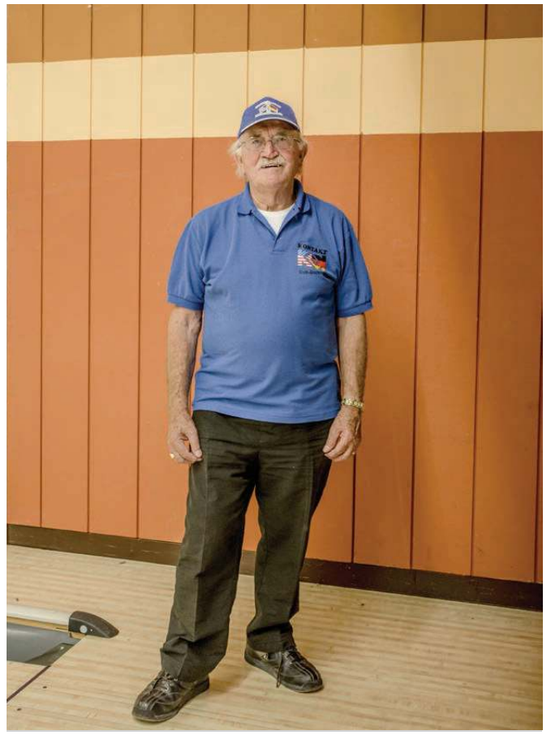
PARALLELWELT

Im bayerischen Grafenwöhr gibt es einen Ort, an dem mit Dollar bezahlt wird, an dem der Strom mit 110 Volt fließt und das Wasser gechlort ist. An dem sich amerikanische Supermärkte, Thrift Shops, mehrere englischsprachige Schulen und Kindergärten aneinanderreihen. Hier leben US-Soldaten mit ihren Familien in einer Parallelwelt, die für sie ein Stück Heimat in der Fremde ist.

Seit mehr als 70 Jahren nutzt die US-amerikanische Armee den Truppenübungsplatz in der Oberpfalz. In der Fläche ist er größer als Düsseldorf. Zäune mit grünem Sichtschutz trennen die stark bewachte Kaserne vom Rest der Kleinstadt. Der Sicherheitsdienst kontrolliert am Eingangstor jeden Pass, durchsucht die Kofferräume der Autos. Auch die Soldaten müssen durch diesen Sicherheitscheck.

STREETSTYLE
„Like in the South“ möchte Josh mit seinen goldenen Grillz aussehen – ganz wie die Rapper aus New Orleans, Atlanta oder Miami. Sie haben den Trend geprägt, Josh möchte ihn nach Deutschland bringen. Seine falschen Goldzähne kann Josh nur tragen, wenn er ohne Uniform außerhalb der Kaserne unterwegs ist. Bei der Armee ist der Zahnschmuck verboten.

POPCORN
Im Sekretariat machen die Lehrer Popcorn, in der Kantine gibt es Tacos. Manche Kinder glauben in den ersten Wochen ihres Aufenthalts, dass sie immer noch in den USA sind. Dann fragen sie ihre Lehrer, warum die Menschen außerhalb der Kaserne so komisch reden. Einen verpflichtenden Deutschkurs für die Kinder gibt es nicht, dafür das Fach „Host Nation“, in dem sie etwas über die deutsche Kultur lernen sollen. Ansonsten wird nach US-Lehrplan unterrichtet. Die Elementary School auf dem Netzaberg – eine von sechs amerikanischen Schulen in Grafenwöhr – hat 830 Schüler.



KEEP ROLLING
Walter Brunner mag die freundliche Art der Amerikaner. Deshalb ist er vor 25 Jahren von Nürnberg nach Grafenwöhr gezogen. Als Präsident des Kontakt-Clubs versucht der 88-Jährige, Deutsche und Amerikaner zusammenzubringen. Doch die jungen Soldaten interessieren sich nicht mehr für die Stammtische, Museumsbesuche oder Filmabende, die er organisiert. Zum wöchentlichen Bowlingtreff kamen zuletzt zwölf Deutsche und ein Amerikaner. Die Soldaten hätten keine Lust, ihre Freizeit in der Provinz zu verbringen, sagt Brunner. Sie würden lieber in Großstädte fahren. Auch die häufigen Umzüge der Soldaten erschwerten den Austausch. So bleibt Brunner die einzige Konstante im Club.

SIE MACHT MICH WÜTEND. ICH HELFE IHR. SIE KOTZT MICH AN. ICH MACHE MIR SORGEN.

SEIT DREI JAHREN HAT UNSER AUTOR EINE ALKOHOLKRANKE NACHBARIN. ER WOLLTE NIE TEIL IHRES LEBENS SEIN – UND WAR ES DOCH SEIT DER ERSTEN BEGEGNUNG

TEXT & FOTO Erik Häußler

Als ich Frau R. das letzte Mal sah, spuckte sie Blut. Sie rief um Hilfe, ich holte die Sanitäter. „Wie viel haben Sie heute getrunken?“, fragte einer der beiden Frau R. „Nicht viel“, antwortete sie, ihre Stimme klang piepsig.

„Nur eine Flasche Wodka“. Stille im Raum.

„Trinken Sie häufiger?“

„Seit 30 Jahren.“

„Wissen Sie, dass Sie daran sterben können?“, schrie der Sanitäter sie an. Mein Magen krampfte.

Es war einer dieser intimen Momente aus dem Leben meiner alkoholkranken Nachbarin, die mich seit Jahren begleiten. Nie wollte ich ein Teil davon sein und war es doch seit dem Tag, als ich ihr Nachbar wurde. Ich kenne diese Frau nicht und war ihr doch schon so nah. Ich weiß, wie sie zwischen den Beinen aussieht, kenne aber nicht einmal ihren Vornamen. Ich weiß, wie ihr Kot riecht, aber nicht, ob sie eine Familie hat oder mit wem sie ihren Geburtstag feiert. 53 Jahre soll sie alt sein, das hatte sie der Polizei gesagt. Ich hätte sie auf 68 geschätzt.

Drei Monate nach unserer letzten Begegnung stehe ich vor ihrer Wohnungstür. Ich habe seither nichts von ihr gehört, sie nicht gesehen. Ich weiß nicht, wie es ihr geht. Ich will nicht mit ihr reden, schon gar nicht plaudern wie mit einer normalen Nachbarin. Denn das ist Frau R. nicht. Ich will nur wissen, ob sie noch lebt.

Die Klingel ist kaputt, also klopfe ich. Zunächst so zögerlich, als wollte ich gar nicht, dass sie mich hört. Ich lausche. Nichts. Ich klopfe kräftiger. Niemand rührt sich.

Seit über drei Jahren wohne ich im selben Haus wie Frau R. Sie im ersten, ich im fünften Stock. Gleich nach meinem Einzug wurde ich vor ihr gewarnt. Werde bei ihr ein Paket abgegeben, stehe sie beim Abholen meist sturzbesoffen an der Tür, erzählte mein neuer Mitbewohner. Er lachte.

Sechs Wochen nach meinem Einzug begegnete ich ihr das erste Mal. Im Innenhof kam mir eine Frau mit dicker Brille, faltigem Gesicht und kurzer, brauner Dauerwelle entgegen. Eine Frisur, wie sie viele alte Damen tragen, nur ungepflegter. Grußlos ging sie an mir vorbei. Ich schaute ihr erschrocken hinterher und wusste sofort, dass sie es war: Frau R. war von der Hüfte bis zu den Füßen nackt.

Von dieser ersten Begegnung erzähle ich noch heute, wenn ich erkläre, wer die verrückte Alte im ersten Stock ist, die zu viel trinkt. Ich lache dann über sie und die anderen lachen mit. Diese Frau müsste mich nicht weiter kümmern, sie könnte einfach die lustige Party-Geschichte bleiben.

Frau R. aber ist mehr. Sie macht mich wütend. Ich helfe ihr. Sie kotzt mich an. Ich mache mir Sorgen.

Drei Monate nach meinem Einzug kamen die Sorgen zum ersten Mal. Es war Juli. Die Wohnungstür von Frau R. stand einen Spalt offen, Schluchzen drang in das Treppenhaus. „Mama, Mama“, rief eine kindliche Stimme flehend. Ich blieb auf den Stufen stehen. Hatte Frau R. eine Tochter? Die Rufe waren so laut, dass sie auf der Straße zu hören waren. Niemand kümmerte sich. Was, wenn Frau R. tot in ihrer Wohnung lag und ihre Tochter sie leblos gefunden hatte? Ich drückte vorsichtig die Wohnungstür weiter auf. „Hallo, brauchst du Hilfe?“ Keine Reaktion. Hineingehen wollte ich nicht. Ich rief die Polizei. Als die zwei Beamten die Wohnung betraten, fanden sie nur Frau R. Es waren ihre Rufe gewesen, die ich gehört hatte.

Die Polizisten nahmen Frau R. mit. Danach sah ich sie länger nicht. Vielleicht war sie in Therapie. Das sagten auch die anderen Nachbarn immer dann, wenn es für längere Zeit ruhig war um Frau R.

72 STUFEN TRENNEN IHR LEBEN VON SEINEM

Als sie wieder da war, merkte ich schnell, dass es ihr nicht besser ging. Es ist die Wohnungstür, die jeden neuen Absturz ankündigt. Sie steht einen Spalt offen. Dann strömt der süßlich-modrige Geruch aus der Wohnung ins Treppenhaus.

In den Wochen nach ihrer Rückkehr wurden meine Mitbewohner und ich nachts aus dem Schlaf geklingelt, weil Frau R. sich ausgesperrt hatte. Vier, fünf Mal hintereinander, bis wir die Klingel abstellten. Jede Nacht dasselbe. Ihr Verhalten kotzte mich an, sollte sie halt aufhören zu saufen. Auch Frau R. war wütend und riss die Blumen aus dem Beet vor unserem Haus.

„Wir sind für solche Fälle nicht zuständig“, sagte ein Polizist. „Kümmern Sie sich doch, Sie sind schließlich Nachbarn.“

Frau R. ist keine Nachbarin für mich. Sie ist eine Last. Manchmal schäme ich mich für diesen Gedanken, meistens aber nicht. Natürlich half ich ihr trotzdem, wenn sie weinend vor mir im Treppenhaus lag, zwei Schnäpse und ein Bier neben sich. Sonst tat es keiner. Die anderen Nachbarn stiegen über ihre dünnen Beine hinweg oder knallten die Türen zu.

Frau R. hat häufig Untermieter. Auch sie helfen ihr nicht

Frau R. hat offensichtlich niemanden aus der Familie, der sich um sie kümmert. Als ich sie fragte, wer einen Ersatzschlüssel zur Wohnung habe, fiel ihr niemand ein. Ein Nachbar sagte, die Wohnung gehöre ihrer Mutter. Auch eine Schwester soll sie haben. Gesehen habe ich beide noch nie. Frau R. hat auch häufig Untermieter, Studenten oder Kurzzeit-Praktikanten, wie sie das regelt, weiß ich nicht. Ich weiß nur: Auch denen ist die Dame egal. Selbst wenn Frau R. so laut um Hilfe ruft, dass ich es im Treppenhaus höre, sagen ihre Mitbewohner, sie hätten nichts gehört.

Manchmal gehöre auch ich zu diesen Ignoranten. Dann, wenn ich das Leben von Frau R. einfach nicht mehr sehen kann. Einmal stieg mir ein beißender Gestank in die Nase, als ich die Tür zum Treppenhaus öffnete. Mir wurde schlecht. Ihre Wohnungstür stand offen und ich sah mehrere tellergroße, braune Flecken auf dem Parkettboden. Sie hatte in ihren Flur gemacht und den Kot verschmiert. Ich zog die Tür zu und ließ die Frau mit dem Gestank allein. Ihre Sucht, ihre Probleme, ihr Leben.

An anderen Tagen glaubte ich, auf Frau R. aufpassen zu müssen. Als ich das erste Mal einen unrasierten Fremden vor ihrer Wohnung traf, war ich misstrauisch. Er wolle schauen, wie es der Dame gehe, der er am Nachmittag auf der Straße geholfen habe, sagte er. Es war kurz nach ein Uhr nachts, ich blieb neben ihm im Treppenhaus stehen. Frau R. öffnete im Seiden-Nachthemd die Tür, begrüßte den Fremden trunken und bat ihn zu sich herein. Er war nicht der einzige Fremde, der sie nachts besuchte.

Nüchtern war Frau R. nie, wenn ich sie angetroffen habe. Ich redete nur mit ihr, wenn sie hilflos war. Ein Gespräch entstand trotzdem nie. Ich fragte, wie es ihr gehe, wo ihre Untermieter seien. Ich versuchte, freundlich zu sein – und klang dabei, als redete ich mit einem Kind. Mit ihr, die meine Mutter sein könnte. Begegnete ich ihr Tage nach einem Zusammenbruch wieder, wechselten wir nicht mehr als einen kargen Gruß. Ich glaube, dass sie nicht einmal weiß, in welchem Zustand ich sie schon erlebt habe.

Nur einmal sah ich meine Nachbarin glücklich. Es war Sommer. Frau R. hatte einen Strohhut auf, trug Shorts und eine Blümchenbluse, unter der ihr Badeanzug zu sehen war. Hinter ihr lief ein Mann mit Drei-Tage-Bart, er lächelte. Sie grüßte euphorisch. Die beiden verließen Händchen haltend das Haus.

Ich sah den Mann nicht wieder. Wenige Wochen danach stand die Wohnungstür erneut einen Spalt offen. Frau R. auf dem Weg in den nächsten Abgrund. Wimmernd saß sie im Treppenhaus. „Können Sie mich in die Wohnung bringen?“, fragte sie. Der Geruch von Alkohol und Ungepflegtheit umgab sie. Sie griff mein Handgelenk, zog sich langsam daran hoch und hakte sich unter. Es war das erste Mal, dass ich ihre faltige, lederne Haut berührte. „Wo soll es denn hingehen?“, fragte ich. „Ins Schlafzimmer“, stammelte sie.

Die Nachbarn von Frau R. wollen nicht in der Lokalzeitung landen

Ich wollte das nicht. Wieder eine Grenze überschreiten, wieder näher ran an die Fremde. Ich tat es trotzdem. Mit tapsigen Schritten ging sie an meiner Seite, vorbei an leeren Schnapsflaschen, bis sie am Bettrand Halt fand. Sie krabbelte auf die Matratze, die Schlappen behielt sie an. Ich schaltete das Licht aus, zog die Wohnungstür hinter mir zu und atmete tief durch.

Nur wenige Wochen später spuckte Frau R. Blut.

Jetzt stehe ich vor ihrer Wohnungstür, will wissen, was mit ihr ist. „Ich will keiner dieser Menschen sein, deren Nachbarin stirbt und über Wochen unbemerkt in der Wohnung liegt“, hat die Studentin aus dem zweiten Stock einmal gesagt. Auch ich denke oft so. Ich sorge mich aus Egoismus. Ich will nicht in der Lokalzeitung landen.

Nach meinem dritten Klopfen öffnet sich die Tür. Es ist nicht Frau R., die vor mir steht, sondern ein Untermieter. Frau R. sei weg, seit zweieinhalb Monaten, sagt er. Sie sei im Gefängnis gewesen, zu häufig habe sie Schnaps geklaut. Inzwischen liege sie im Krankenhaus. „Ich weiß nicht einmal, ob sie noch lebt.“ Seine Stimme stockt. „Sie ist eine gute Frau, die einfach zu viel trinkt“, sagt er. „Das wird schon wieder“, antworte ich. Obwohl ich weiß, dass es nicht stimmt.

LMU LUDWIG-MAXIMILIANS-UNIVERSITÄT MÜNCHEN
LMU
Golf Community
JETZT SPONSOR WERDEN
WWW.LMU.DE/GOLFEN

SIE IST ANFANG 40, WILL SICH VERLIEBEN, FREUNDE FINDEN. ABER SIE SCHAFFT ES NICHT. AUS EINEM LEBEN MIT SOZIALPHOBIE

PROTOKOLL Antonia Küpferling

MEINE ANGST

Meine Angst kommt nicht als Gefühl, sie kommt in Form von Bedenken. Oft bin ich von einer Idee spontan begeistert, will etwas Neues ausprobieren. Einen Menschen kennenlernen. Dann kommen von Tag zu Tag mehr Zweifel. Dann sage ich mir: Du bist nicht gut genug für andere. Und wage nichts. Wenn ich etwas unternehme, dann allein. Ich schäme mich dafür.

Dabei kann ich mutig sein: Ich war klettern und beim Bungee Jumping. Meine Angst ist keine vor der Gefahr. Es ist eine Angst vor Beziehungen, vor dem, was zwischen Menschen passiert. Vor Nähe.

Kindergeburtstage brachten sie zum Weinen

An eine Zeit ohne meine Angst kann ich mich nicht erinnern. Sie war schon da, als ich ein Kind war. Wegen ihr hatte ich keine Freunde. Niemanden, der mich ins Kino begleitete. Also ging ich allein. Zu Kindergeburtstagen luden andere ihre besten Freunde ein. Die Gäste auf meinen Geburtstagen: Cousins, Tanten und Onkel. Kinder von Bekannten, die meine Eltern eingeladen hatten. An diesen Tagen war ich traurig. Oft weinte ich.

Mutter war ganz anders als ich, sie hatte viele Freunde. „Mama“ kann ich sie nicht nennen, das hat sie nicht verdient. Denn verstanden hat sie mich und meine Angst nie. Das Fahrradfahren hat sie mir unter Ohrfeigen beigebracht. Ich glaube, dass ein Mensch vieles verkraften kann, wenn er wenigstens einen Menschen hat, der ihm Halt gibt. Der ihm ein Anker ist. Ich hatte ihn nicht. Stattdessen hatte ich eine Mutter, die mir immer wieder das Gefühl gegeben hat, ich sei nicht in Ordnung.

Meine Angst lässt mich keine Beziehungen eingehen. Mit Mitte 20 hatte ich einen Partner, das war eine Ausnahme. Als ich ihn kennenlernte, hatte ich Panikattacken, ging immer wieder einen Schritt zurück. Aber er hatte sehr viel Geduld. In dieser Beziehung erlebte ich Nähe. Dieses warme Gefühl des Vertrauens. Seitdem nie wieder. Leider lebten wir uns auseinander, sicher auch wegen meiner Angst. Ich würde gerne wieder einen Mann finden. Ich glaube, ich könnte sein Leben trotz allem bereichern. Es kann aber gut sein, dass das nicht mehr klappt.

Meine Angst ist auch heute noch da. Noch immer denke ich, nicht gut genug zu sein. Ich wünsche mir Nähe. Aber ich bin gut darin, sie zu zerstören. Ich kann oft nicht anders.

Ich habe vor einiger Zeit begonnen, Grundschullehramt zu studieren. An der Uni habe ich mal eine Studentin kennengelernt, mit der ich mich gut verstanden habe. Wir haben uns privat getroffen. Sie erzählte von ihrer Familie und ihren Freunden. Was hätte ich ihr erzählen sollen? Ich habe nichts davon.

Trotz ihrer Ängste arbeitet sie als Erzieherin

In solchen Situationen fange ich an zu überlegen, was ich jetzt tun muss, damit Vertrauen entsteht. Ich versuche dann krampfhaft zu tun, was von mir erwartet wird, und nicht das, was ich gerne tun würde. Ich bin dann nicht mehr ich selbst und wirke angestrengt. Mein Gesprächspartner merkt das. Das entfernt mich von den Menschen, die mir vielleicht hätten nah kommen können. Auch von meiner Kommilitonin.

Freundschaften würden mir Kraft geben. Aber ich habe keine Kraft, Freundschaften zu schließen. Von selbst kommt niemand zu mir. Es ist ein Teufelskreis.

Meine Angst lässt mich nur in meinem Beruf in Ruhe. Vor meinem Studium habe ich als Erzieherin gearbeitet. Das klingt für viele sicher seltsam: Ausgerechnet ich mit meiner Angst. Aber im Beruf schaffe ich, was ich als Privatperson leider nicht schaffe: Ich baue Beziehungen auf. Man sagt mir nach, ich sei lebendig und eloquent. Kinder mögen mich. Ich bin freundlich zu ihnen und warmherzig. Wenn eines von ihnen ausgegrenzt oder beschimpft wird, schreite ich ein. Kein Kind soll erleben, was ich erlebt habe.

Neulich war ich spazieren und habe mitbekommen, wie ein Vater seinen Sohn angebrüllt hat. Der hatte lediglich einen Ball durch eine Allee gekickt. Du bist ein Spinner, hat der Vater geschrien. Der Junge stand schuldbewusst da. Da habe ich den Vater angesprochen und ihm gesagt, dass ich das nicht in Ordnung finde.

Meine Angst wird mich nicht verlassen. Da hilft auch keine Therapie. Aber ich habe gelernt, mit ihr umzugehen. Im Laufe der Jahre habe ich viel über mich nachgedacht. Früher habe ich mich gefragt, was mit mir nicht stimmt. Jetzt möchte ich mich endlich so akzeptieren, wie ich bin. Akzeptieren, dass mein Leben eben anstrengender ist als das anderer Menschen, die keine sozialen Ängste haben. Dass ich vieles nicht kann, was andere können.

Heute kann ich mir meine Angst verzeihen. Meistens.

JAGD

Hans Paul ist obdachlos und hat eine Briefkastenfirma in Übersee. Ein Tag mit Deutschlands erfolgreichstem Paparazzo

TEXT Vera Weidenbach
FOTOS Louis Kellner

500 METER MAXIMAL BIS ZUM PROMI

Er hätte sie fast erwischt. Christian und Bettina Wulff, auf dem Fahrrad, beide ohne Helm. Hans Paul überholte sie auf dem Moped und warf sich fünfhundert Meter weiter ins Gebüsch. Nahm die Kamera in die Hand, legte den Finger auf den Auslöser. Zehn Minuten lag er so da. Aber sie kamen nicht. Sie waren in eine andere Richtung abgebogen. Das Foto, das ihm mehrere tausend Euro gebracht hätte: verpasst.

Eine Woche später. Ein Junimorgen in Großburgwedel, einer Kleinstadt bei Hannover. Man sieht es den faden Klinkerhäusern nicht an, aber hier wohnen Geld und Prominenz. Paul sitzt in einer Eisdiele. Nicht um ein Eis zu essen, nicht um zu quatschen. Sondern um zu jagen. Paul will das Foto. Er ist Paparazzo.

Mit verschränkten Armen sitzt er da. Paul ist 63 Jahre alt. Sein Körper ist drahtig und seine Haare sind weiß. Seine Augen sind immer in Bewegung. Sieht er jemanden, der ihm bekannt vorkommt, stehen sie plötzlich still, fokussieren. Dann spricht er langsamer, zieht die Wörter in die Länge. Wenn er niemanden erkennt, lassen die Augen wieder los und suchen weiter. Seine Kamera hat er in einer schäbigen Umhängetasche verpackt. Das Moped, ein chinesischer Nachbau einer alten Honda Dax, steht ganz in der Nähe. Den Schlüssel hat er stecken lassen. Paul will bereit sein.

Er wechselt ein paar Worte auf Italienisch mit dem Kellner. Der ist einer seiner Informanten. Für einen erfolgreichen Hinweis steckt er ihm meistens einen Fünfziger zu. Die Wulffs radeln häufiger an der Eisdiele vorbei. Ihre Nachbarin hat heute morgen erzählt, dass der schwarze Van in der Einfahrt stehe. Sie könnten zuhause sein. Seit er weiß, dass Bettina Wulff Werbung für eine Fahrradhelm-Initiative macht, ist Paul hinter ihr her: Er will sie ohne Helm erwischen. Ein Foto allein reiche heute nicht mehr, um Auflage zu machen, sagt Paul, man müsse die Geschichte dahinter gleich mitliefern. An diesem Tag ist es die Story der Gattin eines ehemaligen Bundespräsidenten, die sich nicht an die moralischen Standards hält, die sie öffentlich vertritt.

Er sei der letzte seiner Art, sagt Paul. Den Beruf des Paparazzos werde es nicht mehr lange geben. Schon heute seien 80 Prozent der Fotos abgesprochen, die er und seine Kollegen von den Stars machen. Sie vereinbaren den Ort und die Geschichte, der neue Freund ist dabei oder die Kinder. Aussehen muss aber alles wie ein echtes Paparazzi-Foto. Für Paul ist bei diesen Geschichten zwar der Abschuss sicher und damit das Honorar, aber er hasst sie. Die Kunst des Paparazzos, sagt er, sterbe dadurch aus.

> **Mir ist es ganz lieb, wenn die Leute mich für einen komischen Vogel halten.**

Dem Haus der Wulffs nähert sich Paul nur, wenn es sein muss. Die Bodyguards kennen sein Gesicht, sie könnten die Polizei rufen. „Einem Paparazzo kann man nur das Handwerk legen, wenn man behauptet, er sei ein Stalker“, sagt Paul. Ein echter Paparazzo belästige niemanden. Er schießt Fotos aus dem Hinterhalt. Die Stars bemerken es erst, wenn sie die Illustrierte aufschlagen.

Paul hat in der Eisdiele genug gehört. Er steht auf, streicht das blauweiß gestreifte Jackett glatt. Im Vorbeigehen nickt er einer älteren Dame zu. Er zieht die Blicke der Leute auf sich. „Mir ist es ganz lieb, wenn die Leute mich für einen komischen Vogel halten und mich nicht so ernst nehmen“, sagt er. Dann steigt er auf sein Moped, fährt in Richtung Springhorstsee. Die Wege dort sind beliebt bei Radlern.

Im Fahrtwind atmet Paul tief durch. Das Gefühl der Freiheit sei der Grund, warum er Paparazzo wurde, sagt er. Er hat keine Wohnung und kein Haus. Er schläft in einem umgebauten Auto mit Matratze oder in einem seiner alten Vans. Sie stehen in verschiedenen Ländern, auf verschiedenen Kontinenten. Paul schläft darin vor den Haustüren der Stars. Das Auto hat ein Loch in der Seite, durch das er unbemerkt sein Objektiv stecken kann. Eine feste Adresse hat Paul nicht. Damit ihn die Klagen der Stars gegen die Fotos nicht erreichen. Hin und wieder schläft er in Obdachlosenheimen, manchmal lässt er sich auch einen Brief dorthin schicken. „Ich bin ein überzeugter Obdachloser“, sagt er.

Seine Oldtimer-Sammlung steht in einer Tiefgarage irgendwo in L.A.

Am Geld liegt es nicht. Ein exklusives Foto von einem Star bringt ihm 6000 Euro und mehr ein. Manche Bilder werden von Zeitschriften auf der ganzen Welt gekauft, dann können es über 100.000 Euro werden. Seine Sammlung mit alten Porsches steht in einer Tiefgarage in Los Angeles. Er hat eine Agentur mit Fotografen, die auf der ganzen Welt Stars für ihn „abschießen“, wie es im Paparazzi-Jargon heißt. Die Agentur regelt den Vertrieb. Sie ist als Briefkastenfirma irgendwo in Übersee gemeldet, um den Klagen zu entgehen. Das ist praktisch für Paul: Er muss sich nicht mit Anwälten herumschlagen.

Plötzlich bremst Paul auf einem Feldweg, stellt einen Fuß auf den Boden, lässt den Motor laufen. Zwei Radler nähern sich. Er holt einen Feldstecher aus der Innentasche seines Jacketts und schaut hindurch. Es sind nicht die Wulffs.

Für einen echten Paparazzo ist die Recherche immer langwierig. Das Durchhaltevermögen hat Paul während seiner Zeit als Reporter bei Boulevardzeitungen gelernt.

Damals habe er mal eine Geschichte über ein Bordell in Köln gemacht, fotografierte dafür eine 17-jährige Prostituierte. Wenig später las er in einer Meldung, dass sie sich umgebracht hatte. Ihr Gesicht war in der Zeitung. Das konnte er nicht mit sich vereinbaren. Heute verletze er mit seinen Bildern niemandem mehr, behauptet Paul. Schlimmstenfalls werde er von einem Prominenten verklagt. Seit das Internet den Paparazzi Konkurrenz macht, sei alles noch schwieriger geworden, sagt Paul. Die Stars stellen Selfies ins Netz, die Illustrierten füllen ganze Seiten mit Instagram-Geschichten. Die Paparazzi stehen nur noch an den roten Teppichen oder an den Haustüren der Stars. Wenn einer von ihnen herauskommt, blitzen sie ihm ins Gesicht. Paul nennt diese neue Paparazzi-Generation „Shooter“. Ihre Fotos zeigen die Promis aber nicht in einer privaten Situation. Das schaffe man nur aus dem Hinterhalt.

Paul fährt weiter durch Großburgwedel. Vor einem kleinen Gasthaus im Ortszentrum sitzen drei Männer, darunter der Bürgermeister. Der Paparazzo setzt sich dazu. Nach wenigen Minuten lenkt er das Gespräch auf die Wulffs. Wie der Bau ihres neuen Hauses vorangehe, will Paul wissen, und warum man die Wulffs nicht mehr so oft auf Veranstaltungen sehe. Das sei ihm noch gar nicht aufgefallen, sagt der Bürgermeister. Als das Gespräch langsam einschläft und keine Neuigkeiten mehr zu holen sind, wird Paul unruhig. Er verabschiedet sich, steigt aufs Moped. Bekanntschaften schließt er nur für ein Foto.

Es ist schon später Nachmittag, Paul umkreist noch einmal das Haus der Wulffs, ist kurz davor aufzugeben, als er eine letzte heiße Spur entdeckt. Die Nachbarin der Wulffs läuft die Straße entlang. Heute sei doch ein großes Fest in Fuhrberg, sagt sie, Ortsjubiläum. Fuhrberg ist eine kleine Gemeinde unweit von Großburgwedel, dort war Christian Wulff einmal Spargelbotschafter. Paul gibt Gas.

Noch einmal rast er an den Feldern vorbei. Es ist die letzte Chance, das Foto zu schießen. Es ist der Moment, in dem alles andere egal wird, in dem nur noch dieses Bild zählt.

In Fuhrberg ist ein kleines Bierzelt aufgebaut. Im Schritttempo rollt Paul daran vorbei, die Bodyguards könnten in der Nähe sein. Der Paparazzo scannt die Gesichter. Er kennt keines. Ob das die Feier zum Ortsjubiläum sei, fragt er eine Passantin. Nein, hier nicht, sagt sie.

Den ganzen Tag war Hans Paul auf der Jagd nach einem einzigen Foto. Er hat es nicht bekommen. Er sagt über sich, dass er sein Geld mit Unsinn verdient. Dass er sich manchmal fragt, was er eigentlich mache. Aber Paul wird in diesem Leben nicht mehr aufhören. Die Sucht nach dem Abschuss packt ihn immer wieder.

Morgen, sagt er, wolle er nach London. Die Clooneys haben Nachwuchs bekommen.

Ein echter Paparazzo schießt seine Fotos aus dem Hinterhalt. Hans Paul möchte möglichst unerkannt bleiben

Foto: privat

SONJA UND ANKE SIND ZWILLINGE. 42 JAHRE MACHEN SIE ALLES GEMEINSAM. BIS AUFFLIEGT, DASS SIE 20 KILO HASCH IN IHREM HAUS LAGERN. DIE GESCHICHTE EINER TRENNUNG

TEXT Helena Ott

BONNIE & BONNIE

Als Sonja Düring eines Morgens die Tür öffnet, stürmen Polizisten in schwarzen Sturmhauben und schusssicheren Westen ihr Haus. Ihre Zwillingsschwester Anke hastet darauf in den Keller, packt den Karton mit den Haschisch-Platten und rennt durch die Hintertür in den Garten. Polizisten, die das Gebäude in Franken von außen sichern, kreisen sie ein. Handschellen klicken. Wenige Minuten später führen die Beamten Anke zu einem Van. Die Türen fallen zu, der Van fährt fort. Sonja wird in einem anderen Wagen weggebracht.

Ein Drogenhund erschnüffelt kurz darauf einen zweiten Karton Haschisch auf dem Dachboden. Insgesamt 20 Kilogramm der braunen, knetartigen Masse haben die Schwestern im Haus versteckt. Es sei der größte Drogenfund seiner Dienstzeit, wird der zuständige Staatsanwalt später auf einer Pressekonferenz über den 8. April 2015 sagen.

Sonja und Anke haben sich am Abend vor der Verhaftung das letzte Mal gesehen. Am Tag danach liegen zwischen ihnen 110 Kilometer – so weit sind die beiden Haftanstalten voneinander entfernt, in die sie gebracht werden. Anke kommt nach Nürnberg, Sonja nach Würzburg. Noch wissen sie nicht, dass vor ihnen die längste Trennung ihres Lebens liegt.

Es ist ein Tag im Juni 2017. Sonja und Anke sitzen mit steifen Oberkörpern an einem Holztisch im Besucherraum der Justizvollzugsanstalt (JVA) Aichach und schildern den Morgen ihrer Verhaftung. Die zweieiigen Zwillinge sind leicht zu unterscheiden: Sonja hat blonde Locken und blaue Augen. Anke hat braune Augen und glatte, rot-braun gefärbte Haare.

331 Tage schlafen die Schwestern in verschiedenen Zellen

Die beiden teilen sich hier eine 20 Quadratmeter große Doppelzelle mit zwei Stockbetten, TV, Wasserkocher und Leselampe. Wenn sie dort nicht eingeschlossen sind oder arbeiten, spielen sie Tischtennis, trainieren im Geräteraum oder backen Brötchen, weil ihnen das Gefängnisessen nicht schmeckt. Eine Stunde pro Tag dürfen sie im Freien verbringen, bei gutem Wetter liegen sie dann in der Sonne.

Fragt man die Schwestern, warum und von wem sie Drogen im Wert von 100.000 Euro kauften, schweigen sie. In ihrem Freundeskreis sei bekannt gewesen, dass man bei den Zwillingen Gras kaufen könne, sagt ein Freund der beiden. Doch dass sie mit solchen Mengen dealten, habe niemand gewusst. Möglich, dass die beiden Schulden hatten. 2012 waren Anke und Sonja in ein Haus gezogen, hatten es selbst renoviert und umgebaut.

Wenn Sonja und Anke von der Zeit vor der Haft erzählen, huscht manchmal ein Lächeln über ihre Mundwinkel. Doch das täuscht nicht über die Leere hinweg, die die Monate in ihre Gesichter gezeichnet haben. Monate, in denen sie sich nicht hören, sehen, trösten konnten.

Wer mit den Zwillingen spricht, erfährt wenig über ihr Verbrechen. Aber er erfährt von der Trennung zweier Menschen, die ihr ganzes Leben gemeinsam verbracht haben. Er erfährt, wie Geschwisterliebe Menschen dazu bewegen kann, große Opfer für einander zu bringen.

Bis zu ihrer Verhaftung hatten die Schwestern von den 42 Jahren ihres Lebens nur zweieinhalb Monate getrennt verbracht. Seit dem Auszug aus dem Elternhaus teilten sie sich immer eine Wohnung, zuletzt bewohnte jede ein Stockwerk des gemeinsam gekauften Hauses. Ohne einander hätten sie weniger Spaß, fühlten sich weniger stark, weniger sicher, sagt Anke. Für einen guten Freund der Zwillinge, der beide seit dem Teenie-Alter kennt, sind Sonja und Anke wie eine Person. „Wenn nur eine der beiden einen Freund hatte, ging das nie lange gut", sagt er. Zu Beginn der Haft verlobte sich Sonja. Anke sich auch. Zusammen verließen sie die Realschule, um auf die Hauptschule zu gehen. Zusammen gründeten sie einen Schreinerbetrieb. Zusammen dealten sie mit Drogen.

Der Richter erwähnt bei der Urteilsverkündung ihr bis dahin „blütenweißes Zentralregister". Heute steht dort auf einer Seite: „Vorsätzliches, unerlaubtes Handeltreiben mit Betäubungsmitteln."

In den ersten Tagen der Untersuchungshaft in Nürnberg sitzt Anke die meiste Zeit auf der zwei Zentimeter dünnen Schaumstoffmatratze. Sie versucht, die Geräusche ihrer fünf Zellennachbarinnen auszublenden. Schon das Kaffeeschlürfen der anderen macht sie fast wahnsinnig. Eigentlich ist Anke die kontaktfreudigere der Schwestern. Im Gefängnis isoliert sie sich, spricht nicht mit anderen Gefangenen. Sie macht sich Sorgen um Sonja, weiß nicht, ob sie die Trennung von ihrem Kind übersteht.

In Untersuchungshaft schreiben sie sich jede Woche einen Brief

Sechs Wochen vor der Verhaftung war Sonja Mutter geworden. Sie musste das Baby bei ihrem Verlobten zurücklassen. Immer wieder beschwert sie sich, dass sie ihr Kind nicht sehen darf. In Bayern gibt es in Gefängnissen nur zehn Mutter-Kind-Plätze. Zu dieser Zeit sind alle belegt.

Sonja pumpt also in Würzburg ihre Muttermilch ab. Die Milch wird tiefgefroren, alle zwei Wochen bringt sie der Bruder der Zwillinge zum Kind. Von ihrem Bruder erfährt Sonja auch, wie schlecht es Anke geht. Um ihrer Schwester Mut zu machen, schickt sie einen Brief an „Radio Z", den Nürnberger Gefangenensender. An einem Sonntag zwischen 18 und 20 Uhr hört Anke Sonjas Gruß im Radio. Dazu hat sich die Schwester für sie ein Lied von Rosenstolz gewünscht: „Ich geh in Flammen auf".

Die beiden schreiben sich einmal pro Woche Briefe. Sie hätten so mehr kommuniziert als vor der Haft: „Wenn wir zusammen sind, reden wir nicht viel, da spüren wir uns einfach", sagt Anke. Gefühlsausbrüche seien früher selten gewesen. In der Untersuchungshaft ändert sich das. „Wir saßen oft auf der Zelle und weinten", sagt Anke. Sie sagt nicht „ich", sondern „wir", als wären sie damals nicht getrennt gewesen. Die Tage vergehen langsam, sind bestimmt vom Warten darauf, dass die Schlüssel an der Zellentür klappern: Hofgang.

Für Dezember 2015 ist der erste Verhandlungstermin angesetzt. Damit verbunden: Die Hoffnung auf ein erstes Wiedersehen. Doch der Termin wird aufgeschoben. Warten. Schlafen. Warten. Am 12. Januar 2016 werden Anke und Sonja aus ihren Zellen geholt. Sie steigen in Fahrzeuge, die sie zum Landgericht Bamberg bringen.

Anke versucht vor Gericht, die ganze Schuld auf sich zu nehmen

An diesem Morgen schrumpft die Entfernung zwischen den Schwestern auf zwei Meter: der Abstand der beiden auf der Anklagebank. 279 Tage nachdem die Polizei ihre Wohnung stürmte, werden die Zwillinge nacheinander in den Gerichtssaal geführt. Noch bevor der Richter die Verhandlung eröffnet, fragen Anke und Sonja, ob sie sich umarmen dürfen. Der Richter willigt ein. „Wir haben nur noch geweint", sagt Sonja. In den Pausen versorgt Anke ihre Schwester mit Schokolade, die sie aus der JVA Nürnberg mitgebracht hat.

Zu Beginn der Verhandlung hoffen die beiden auf nicht mehr als drei Jahre Haft. Später erhebt sich der Staatsanwalt und fordert sieben bis acht Jahre. Sonja starrt verzweifelt in den Saal. Sie habe damals an ihr Baby gedacht, sagt sie. Und dass jetzt alles vorbei sei. An den folgenden Prozesstagen versucht Anke dem Richter glaubhaft zu machen, dass die 104 Platten Haschisch nur ihretwegen im Haus der beiden lagen. Sie will, dass Sonja ihr Kind aufwachsen sieht. Sie habe die Strafe absitzen wollen. „Damit Sonja unser Leben draußen aufrechterhalten kann", sagt sie, als würde sie anbieten, den Abwasch zu übernehmen. Doch der Richter glaubt Anke nicht, spricht von einem „symbiotischen Verhältnis" der Schwestern.

Foto: privat

Sonja und Anke in ihrer Wiege im Jahr 1975

Sie kämpfen dafür, in eine gemeinsame Zelle zu kommen

Am 19. Februar 2016 liest er das Urteil vor. Fünf Jahre und vier Monate für Anke, vier Jahre und zehn Monate für Sonja. Der Richter hatte ihre Strafe wegen des fehlenden Mutter-Kind-Platzes um ein halbes Jahr verkürzt. Auf dem Flur dürfen die beiden ihre Familie umarmen. Anke habe gefasst gewirkt, Sonja verzweifelt, erzählt ein gemeinsamer Freund. Sonja sagt, das Urteil des Gerichts sei zu hart. Dabei ist es für Rauschgiftbesitz in dieser Größenordnung vergleichsweise milde, sagt der Anwalt der Zwillinge. In anderen Fällen seien die Täter schon zu zehn Jahren Haft verurteilt worden.

Noch einmal werden die Zwillinge getrennt, für 44 Tage. Dann, im März, erfährt Anke vom Wachpersonal, dass sie und ihre Schwester nach Aichach verlegt werden sollen. Zuvor würde Sonja zu ihr nach Nürnberg gebracht. Anke hatte inzwischen ein gutes Verhältnis zum Wachpersonal aufgebaut. An diesem Tag kämpft sie darum, die Nacht mit Sonja in einer Zelle verbringen zu dürfen. Sie hat Erfolg. Und bittet die Beamten um einen weiteren Gefallen: An ihrem ersten gemeinsamen Gefängnisabend empfängt Sonja ihre Zwillingsschwester zur Feier des Tages mit zwei Cheeseburgern in einer Doppelzelle.

Wenn Anke im Besucherraum der JVA Aichach davon erzählt, wirkt sie stolz. Sonja sieht sie dankbar an. Gemeinsam fühlen sie sich wieder „vollständig", sagen sie. Und erinnern sich zurück an diese besondere Nacht. Erzählen, dass Anke im Stockbett unten lag und Sonja oben. Und dass sie stundenlang redeten. Noch einige Male seien beide aufgewacht. Dann hätten sie zum Bett der jeweils anderen geschaut. Um sich zu vergewissern, dass sie auch wirklich noch da ist.

Alle Namen geändert.

104 Haschplatten lagerten die Zwillinge in ihrem Haus

Foto: Mainpost/Katharina Winterhalter

Die Deutsche Journalistenschule dankt allen Inserenten und Förderern dieses Abschluss-Magazins unserer Zeitschriftenausbildung der Klasse 55A herzlich für die Unterstützung.

AOK Bayern – Die Gesundheitskasse
Andrea Winkler-Mayerhöfer
Tel. +49 89 62730-184
medienpreis@by.aok.de
www.aok-medienpreis.de
www.facebook.com/nachwuchsmedienpreis

Dr. Ing. h.c. F. Porsche AG
Dr. Josef Arweck
Leiter Öffentlichkeitsarbeit und Presse
Porscheplatz 1
D-70435 Stuttgart
www.newsroom.porsche.de

Caritasverband der Erzdiözese München und Freising e.V.
Adelheid Utters-Adam
Pressesprecherin
Hirtenstraße 4
80335 München
adelheid.utters-adam@caritasmuenchen.de
www.caritas-nah-am-naechsten.de

Dr. Georg Schreiber
Medien-preis 2017

Wettbewerb für Printmedien, Hörfunk, Fernsehen und Internet!

Zugelassen sind Beiträge junger Journalistinnen und Journalisten bis einschließlich 35 Jahre zu den Themen Gesundheit und Soziales, die zwischen dem 1. Januar und dem 31. Dezember 2017 in einer in Bayern erscheinenden Zeitung oder Zeitschrift veröffentlicht oder von einem Rundfunksender mit redaktionellem Sitz bzw. einem Landesstudio in Bayern ausgestrahlt worden sind. Zugelassen sind auch speziell für das Internet produzierte Beiträge mit thematischem Bezug zum Freistaat.

Im Printbereich wird zudem ein bundesweiter Sonderpreis ohne Altersbeschränkung vergeben.

Der Medienpreis ist mit insgesamt 30.500 Euro dotiert.

Informationen und Anmeldung:
Internet: www.aok-medienpreis.de
e-mail: medienpreis@by.aok.de
Telefon: 089 62730-184
AOK Bayern, Zentrale
z. Hd. Frau Andrea Winkler-Mayerhöfer
Carl-Wery-Str. 28, 81739 München

Ausgeschrieben von der AOK Bayern in Zusammenarbeit mit den Nachwuchsjournalisten in Bayern e.V. (NJB) - unterstützt von der Deutschen Journalistenschule München e.V. (DJS).

DJS. njb AOK

OMMMM

TEXT & FOTOS
Sarah Pache

UNSERER AUTORIN WURDE VERSPROCHEN, DASS ES BEI DER ORGASMISCHEN MEDITATION NICHT UM SEX GEHT. SONDERN UM DIE NÄHE ZUM EIGENEN KÖRPER. SIE, NAJA, WEISS NICHT SO GANZ

Stefan beugt sich über mich, zieht Gummihandschuhe an und trägt Gleitgel auf. „Ich werde gleich deine Pussy berühren“, sagt er. Noch vor wenigen Minuten war dieser Mann für mich ein Fremder. Jetzt liege ich vom Bauchnabel abwärts nackt auf einer Isomatte in seinem Wohnzimmer. Neben mir zwei ebenso nackte Frauen. Stefans Hände liegen auf meinen Schenkeln, sie wandern nach oben.

Einige Wochen zuvor. Es war einer dieser Tage. Verschlafen. Text nicht fertig. Leerer Kühlschrank. Zum Kotzen. Alles schien mir über den Kopf zu wachsen. Ich traf eine Freundin. Sie war das Gegenteil von mir. Ruhig und ausgeglichen. Beiläufig erzählte sie mir von ihrer neuen Erfahrung. Orgasmische Meditation, kurz Om. Jetzt wurde ich wach. Nein, mit Sex habe es nichts zu tun. Nein, es gehe nicht darum, einen Höhepunkt zu erreichen, sondern um Entspannung und positive Energie. Keine Romantik. Keine Performance. Keine Wertungen. Dafür der immer gleiche, mechanische Ablauf und Konzentration. Ihr nüchterner Tonfall überraschte mich. Als wäre es selbstverständlich, die eigene Vagina zum Meditieren zu benutzen. Ich schwankte zwischen Fremdscham und heimlicher Bewunderung für ihren Mut. Ich beobachtete sie. Ich konnte keine Spur von Stress in ihrem Gesicht entdecken. Mir wurde klar, dass ich wollte, was sie hatte. Einfach mal fühlen statt denken. Vielleicht war es das, was ich jetzt brauchte.

Vor der Wohnungstür, hinter der mich mein erstes Om-Seminar erwartet, stehen fünf Paar Schuhe. Zwei der Besitzer werden gleich meine Vulva berühren. Mein Herz rast. Till, der Leiter der Sitzung, stellt mich als Neuling vor. „Hallo Sarah“, tönt es einstimmig aus dem Wohnzimmer, als wäre es das Treffen einer Selbsthilfegruppe. Ich habe Esoteriker erwartet, vielleicht Alt-Hippies in weiten Klamotten. Doch sie sind wie ich um die 30 Jahre alt und tragen unauffällige Jeans und T-Shirts.

Stefan, Hornbrille, lange Beine, lange Finger, kommt auf mich zu. „Willst du mit mir omen?“, fragt er. „Ja, gern“, höre ich mich sagen. „Die Strokees können sich jetzt bitte untenrum freimachen“, sagt Till. Er meint uns Frauen. Wie beim Gynäkologen, nur ohne Untersuchungsstuhl. Ich würde mich in diesem Moment gern über das Wetter unterhalten, die unangenehme Situation in gewohnter Weise mit Belanglosigkeiten überspielen. Aber sprechen will hier keiner. Ich scheine die Einzige zu sein, die mit dem Entblößen ein Problem hat.

Till stellt den Timer auf 15 Minuten. Ich lausche den anderen beiden Pärchen, die Männer beschreiben die Vulven ihrer Partnerinnen. Einer von ihnen sieht einen rosa-weißen Fleck an der linken inneren Schamlippe, der nach obenhin orange wird. Mir fällt auf, wie schwer es ist, etwas in Worte zu fassen, das gewöhnlich als „da unten“ bezeichnet wird.

Stefans Finger nähern sich meiner Vulva. Sekunden später massiert er den sogenannten „Spot“ links neben der Klitoris mit kleinen Auf- und Abbewegungen. 8000 Nervenenden fließen hier zusammen. Die anderen Frauen geben ihren Strokern klare Anweisungen. Ich kann nicht sagen, was ich will. Stefans Bewegungen verschwimmen. Hitze. Reizüberflutung.

Die Frauen neben mir stöhnen laut, eine von ihnen weint. Offenbar können sie Gefühle zulassen. Ich will nicht stöhnen. Stefan soll nicht denken, dass es mir um Sex geht. Verdammt, eigentlich sollte ich mich doch gehen lassen.

Meine Gedanken kreisen noch um die Deutung meiner Gefühle, als ich plötzlich eine Welle spüre. Unaufhaltsam rauscht sie auf mich zu. Ich komme. Immer noch lautlos. Scheiße. Hat Stefan etwas bemerkt? Mein Kopf kann sich nicht entspannen, meine Klitoris offensichtlich schon. Ich sollte ihr mehr vertrauen.

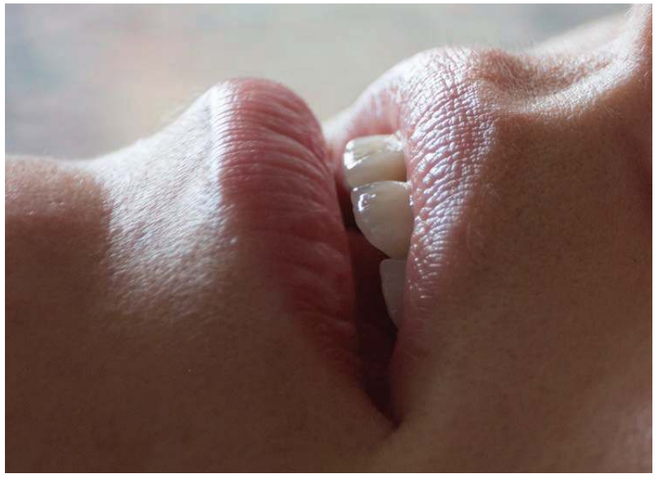
„Noch zwei Minuten“, höre ich Till sagen. Die Bewegungen werden langsamer, dann stoppen sie. Wir setzen uns. Die Paare sollen jetzt über ihre Empfindungen sprechen. Ich erwarte einen Kommentar zu meinem unangebrachten Orgasmus, Stefan sagt: „Ich habe in einem Moment ein kaltes Ziehen in meiner Brust gespürt, das sich bis in meine Schultern gezogen hat.“ Bitte was? Ich stottere nur etwas von Kälte auf meiner Stirn. Eigentlich möchte ich sagen, dass das für mich gerade Sex unter dem Deckmantel einer Meditation war. Mit einem Fremden. Keine Zeit. Partnertausch.

Nun ome ich mit Till. Ich bin müde, fast schon gelangweilt. Plane, was ich noch einkaufen muss: Milch, Kaffee, Klopapier. Wieder denke ich statt zu fühlen. Von einem meditativen Zustand bin ich weit entfernt.

Nach dem omen riecht der Raum nach Kokos-Gleitgel und Schweiß. Wir ziehen uns an, Till verteilt Papier und Stifte. Wir sollen unsere Ängste aufschreiben. Ich gebe der Selbstfindung noch eine Chance. Als ich Till meine Notizen vorlese, lächelt er mich an. Auch noch, als meine Stimme zu zittern beginnt und mir die Tränen kommen. Da sind sie, die Gefühle. Die Angst, im Beruf zu scheitern, die Wut über die Trennung vom Vater meiner Kinder und das leere Konto. Ich spreche sie aus und das tut gut.

Kurz darauf treffe ich mich mit einem Freund auf ein Bier. Ich fühle mich gelöst. Jetzt fällt es mir nicht schwer, über meine Gefühle zu sprechen. Alle Details des Abends platzen aus mir heraus. Meine Lust, meine Vagina, die fremden Männer. Mein Gegenüber aber lächelt immer wieder verlegen. Ich weiß, was er denkt. Meine Offenheit ist für ihn befremdlich. Er hat Recht. Doch in diesem Moment ist mir das egal.

DER ORGASMUS 2.0
ist das Ziel des Omens. Fühlen statt denken. Achtsamkeit statt schnellem Rausch



10 TAGE BIS ZUM ERSTEN ROADTRIP

TEXT Elisabeth Kagermeier
FOTO Sven Ellger

ER IST SPIESSER, SIE REBELLIN. ER IST 26, SIE 51. DIE ABNEIGUNG GEGEN PEGIDA BRACHTE SIE ZUSAMMEN

FREUND DURCH FEIND

Als Eric Hattke sich zum ersten Mal mit Amrei Drechsler verabredet, wählt er einen Treffpunkt, zu dem sich seine Feinde nicht trauen. Eine Anti-Pegida-Demonstration in Dresden, im Januar 2015. Er ist misstrauisch, weiß nicht, wer ihn erwartet. Freund oder Feind? Seine Nummer unterdrückt er, als er bei ihr anruft, um sie in der Menge zu finden.

Wenige Tage zuvor bekam er eine förmliche, knappe Mail. Sie will sich gegen Pegida engagieren, schrieb Amrei Drechsler, und bat um Rücksprache. Hattke fand die Nachricht zwischen vielen Hassbotschaften in seinem Postfach. Auf rechten Plattformen wurde kurz zuvor seine Mailadresse veröffentlicht.

Hattke wird zu dieser Zeit zur Symbolfigur der Anti-Pegida-Bewegung in Dresden. Über den Mailverteiler der Universität verschickte er als Sprecher des Studentenrats einen Brandbrief, 35.000 Studenten empfingen ihn. Er hält Reden auf Demonstrationen, ist Sprecher von „Dresden für alle“, des wichtigsten Bündnisses gegen Pegida. Die Semperoper ist Teil davon, das Schauspielhaus, die Kirchen und die Parteien.

Auch Drechsler schreibt an die veröffentlichte Mailadresse. Hattke weiß nicht, ob er der Person trauen kann, die die ungewohnt freundlichen Zeilen geschrieben hat, vermutet eine Falle. „Ich hatte Angst, dass mir jemand in einer dunklen Ecke eine reinhauen will“, sagt Hattke heute. Die große Aufmerksamkeit und der Hass sind neu für ihn, er reagiert mit Panik, sucht seine Umgebung ständig nach Gefahren ab.

Er befürchtet, dass hinter dem Namen „Amrei Drechsler“ ein Schlägertyp steckt. Einer, der so tut, als wäre er ein Deutschtürke, weil Amrei für Hattke nach einem arabischen Männernamen klingt. Als er Drechsler trifft, erwarten ihn keine Fäuste, sondern eine Frau mit rundem, freundlichem Gesicht, die gerne Bluse und Strickjacke trägt. Sie hat wie er blonde Haare, eine breite

Nase, schmale Lippen und trägt Brille, um ihre Augen und die Mundwinkel zeichnen sich Falten ab.

Ihr erstes Gespräch bleibt oberflächlich und dauert nur ein paar Minuten. Ein Jahr später schlafen sie in einem Doppelzimmer in London.

Freunde und Familie rätseln, was Drechsler und Hattke aneinander finden. Nicht einmal sie selbst verstehen ihre Verbindung vollkommen. Sie ist 51, er 26.

Drechsler erlebte Rassismus, jetzt kämpft sie dagegen an

Sie piesacken sich wie Geschwister und necken sich wie frisch Verliebte. Sie sind nicht verwandt, nicht verliebt und er ist nicht ihre Affäre. „Als würde ich so einen milchgesichtigen Toyboy haben“, sagt Drechsler.

Er studiert Philosophie, sie ist Geschäftsführerin eines Automobilzulieferers. Er trägt am liebsten Anzug, um älter und seriöser zu wirken, sie streift nur für die Fotos im Geschäftsbericht widerwillig einen Blazer über. Er geht gerne schick essen, sie holt sich lieber Fish and Chips an der Straßenecke. Er gibt zu, Spießer zu sein, sie sieht sich als Rebellin. Zweimal hat sie ihren Job verloren, weil sie sich nicht dem Willen ihrer Chefs unterordnen wollte.

Erst kurz bevor sie Hattke eine Mail schreibt, ist Drechsler nach Dresden zurückgekehrt, in die Stadt, in der sie 25 Jahre zuvor studierte. Fast wäre sie damals wegen ihrer Proteste gegen das SED-Regime von der Uni geflogen. Drechsler verließ den Osten nach der Wende – auch, weil sie sich als alleinerziehende Mutter mit einem schwarzen Baby rassistischen Beleidigungen ausgesetzt sah, in der Trambahn, auf der Straße.

2014, mehr als zwei Jahrzehnte später, ist ihr Sohn längst ausgezogen, sie zieht es zurück nach Dresden. In diese Stadt, an der sie immer noch hängt. Kurz darauf marschiert Pegida erstmals durch die Innenstadt, mit Deutschlandfahnen und Plakaten mit fremdenfeindlichen Sprüchen. Zum ersten Treffen kommen 350 Menschen, vier Wochen später 5500, zum Höhepunkt im Januar 2015 25.000. Diesmal muss sich Drechsler um niemanden sorgen. „Mein Sohn ist nicht hier, ich gefährde niemanden mit meinem politischen Engagement“, sagt sie. Es ist der gemeinsame Gegner, der Hattke und Drechsler zusammenschweißt. Bei BVB-Fans ist es die Feindschaft zu Schalke 04, bei Punks die Abneigung gegen den Mainstream. Zwischenmenschliche Beziehungen entwickeln sich, sobald man Gemeinsamkeiten entdeckt – und wenn es nur ist, dass man gemeinsam gegen etwas kämpft.

Das Alter oder die Herkunft werden schnell egal, wenn Menschen gemeinsame Ziele oder die gleiche Meinung haben. Doch oft bleiben solche Freundschaften Zweckgemeinschaften für eine gemeinsame Sache. Sie gehen vorbei, sobald man sich weiterentwickelt. Wenn der Punk seine Schnürstiefel und das Nietenhalsband gegen Anzug und Krawatte tauscht, muss er sich oft auch einen neuen Freundeskreis suchen.

Hattke und Drechsler sagen, sie seien nach nur wenigen Wochen mehr als eine Zweckgemeinschaft unter politischen Aktivisten gewesen. Ihre Geschichte ist nicht nur die einer Freundschaft, die den großen Altersunterschied ignoriert, sondern auch die einer Beziehung, die ungewöhnlich schnell sehr eng wurde. Hattke und Drechsler verbindet mehr als das Engagement gegen Pegida, auch wenn sie weiter Woche für Woche auf die Straße gehen, später gemeinsam den Verein „Atticus“ gründen. Jeder stillt im anderen ein tiefes Bedürfnis. Sie ist sein Ruhepol. Er hält sie jung.

Zusammen schleichen sie sich auf den AfD-Parteitag

Drechsler besucht Hattke eine Woche nach ihrem ersten Treffen in seinem WG-Zimmer, sie sitzt auf dem Sitzsack, er auf seinem Bett. Es ist ihr zu ordentlich für eine Studentenbude, aber dass er seine Bücher nach Größe und Farbe sortiert, gefällt ihr. Hattke erzählt ihr von Bremen, er will zur Gegendemo des AfD-Parteitags. Spontan fragt er Drechsler, ob sie ihn begleiten will. Er sucht eine Fahrerin, sie die Aufregung.

Im Auto klammert er sich an den Haltegriff, Drechsler fährt ihm zu schnell. Um sich von seiner Angst abzulenken, beginnt er, auswendig Gedichte zu rezitieren. Es ist der Auftakt von etwas, das Hattke an ihrer Freundschaft liebt, er nennt es kreative Klugscheißerei. Er beginnt dieses Spiel des Übertrumpfens, es stört ihn aber nicht, dass er es oft verliert. Drechsler habe meistens recht, sagt er. Er schätzt an ihr als älterer Freundin, wie schnell er durch sie Wissen anhäufen kann.

Sie fasziniert seine Unverfrorenheit. Gemeinsam schleusen sie sich in Bremen spontan auf den AfD-Parteitag, wollen sich bei der Fernsehübertragung aufs Podium schleichen. Bis in die Sichtweite von Frauke Petry hätten sie es geschafft, weiter seien sie nicht vorgelassen worden. Wenn Drechsler davon erzählt, lacht sie und sagt: „Da haben wir angefangen, zusammen Pferde zu stehlen.“

Familie und Bekannte verstehen die Freundschaft der beiden nicht

Hattke und Drechsler fahren nach Berlin, um die Nacht in Clubs durchzutanzen, feiern Silvester in Florenz, seinen Geburtstag in Prag. In Dresden treffen sie sich meist in ihrer Wohnung am Stadtrand, wo Familien wohnen, kaum Studenten. Sie streiten sich leidenschaftlich über Politik und soziale Gerechtigkeit, nehmen nur aus Spaß am Streit meist die Gegenposition zum anderen ein, sagt Hattke. Manchmal kocht er danach für sie, sie schiebt oft nur Tiefkühlpizza in den Ofen.

Als sie an ihrem Geburtstag auf einer Geschäftsreise in London ist, fliegt er zu ihr. Sie schlafen wie in fast jedem Urlaub gemeinsam im Hotelzimmer, ihre Kollegen reagieren irritiert, aber Drechsler ist das egal. „Ehe die Leute sich trauen zu fragen, was das zwischen uns ist, reden sie lieber drüber“, sagt sie. „Irgendein Thema brauchen sie ja in der Kaffeeküche.“

Auch seine Familie versucht zu verstehen, warum ihn eine ältere Frau nach Brandenburg in die Heimat fährt, als er seinen Zug verpasst. Seine Großeltern bitten sie herein, drücken ihr Pantoffeln in die Hand, es gibt Kaffee und Kuchen. Wirklich akzeptiert hat Hattkes Familie die Freundschaft erst, als sie begriff, dass ihr Sohn und Enkel in Gefahr ist. Rechte Aktivisten finden Hattkes private Adresse und Telefonnummer heraus. „Sie haben mich mit meinem jungen Aussehen als schwächstes Glied der Bewegung identifiziert“, glaubt Hattke. Er erhält Morddrohungen, auch seine Mitbewohner werden drangsaliert, dann

Drechsler und Hattke bei ihrer Arbeit als Flüchtlingshelfer (oben) und im zweiwöchigen Urlaub an der Algarve-Küste (unten)

Fotos: Privat

seine Familie. Als Drechsler ihn wieder einmal abholt, nimmt ihr die Familie das Versprechen ab, gut auf ihn aufzupassen. Jetzt sind sie froh, dass er Drechsler hat. Jemanden, der ihn beschützt in der großen Stadt – eine Ersatzmutter.

Manchmal könnte man tatsächlich meinen, dass Drechsler diese Rolle einnimmt. Dann, wenn Hattke wochenlang bei ihr Zuflucht sucht, weil ihm die Drohungen zu viel werden und er sich nicht mehr sicher fühlt in seiner Wohnung, auch nachdem er sein Klingelschild abnimmt. Wenn er sagt, dass sie sein sicherer Hafen ist. Und dass er ohne sie nicht durchhalten würde.

Die Suche nach Ersatz sei ja naheliegend, sagt Hattke: Seine Mutter und Drechslers Sohn wohnen beide mehrere Autostunden von Dresden entfernt. Zutreffen würde es trotzdem nicht, vor allem Drechsler wehrt sich sehr gegen dieses Bild. In ihrem Umgang mit Hattke und ihrem Sohn ist sie sehr unterschiedlich. Beide Seiten von ihr selbst gleichzeitig auszuleben, fällt ihr schwer, als sie zu dritt in den Urlaub nach Portugal fahren. Die Fürsorgliche und die Provozierende, die Vernünftige und die Übermütige. Ihren Sohn bemuttert sie, mit Hattke rebelliert sie gegen ihr Alter. Hattke zeigt ihr, dass es den Schritt aus der Bequemlichkeit braucht, wenn man was erleben will, zieht sie weiter, wenn sie müde wird.

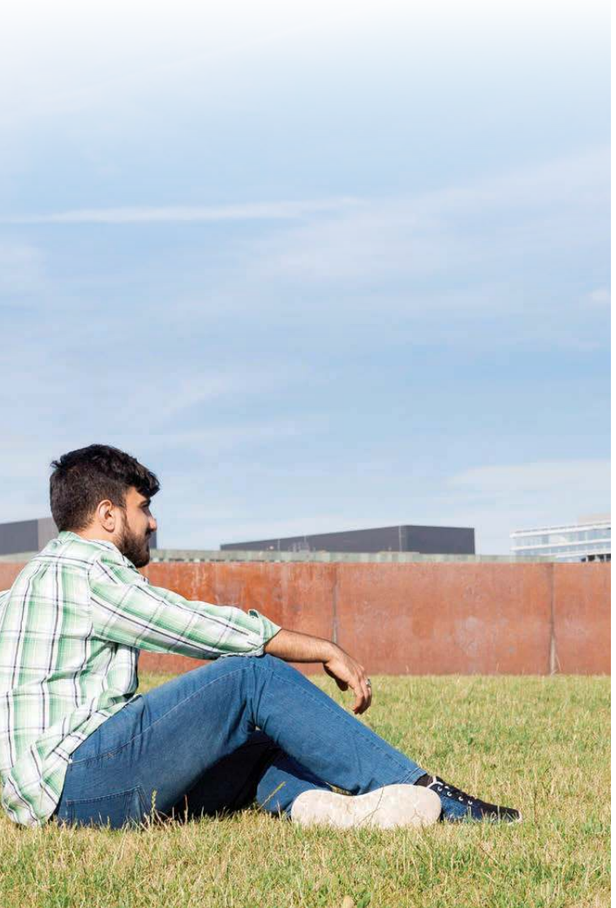
Vielleicht kam sie für ihn zur richtigen Zeit, als Hattke plötzlich in Dresden bekannt wurde und sich damit auch Feinde machte. Manche Dresdner sagen, Hattke wirke blasiert, unnahbar, arrogant. Drechsler gibt ihm den Konter, den er manchmal braucht, hält ihn mit ihrer unaufgeregten Art am Boden. Es ist ein wechselseitiger Tausch von jugendlichem Leichtsinn gegen Erfahrung, Unruhe gegen Ruhe.

Wenn die Pegida-Anhänger sich heute in Dresden versammeln, steht Hattke manchmal auf der anderen Straßenseite, beobachtet die bis zu 3000 Menschen, die auch nach drei Jahren noch jede Woche auf die Straße gehen. Er lehnt sich an einen Laternenmast, die Arme verschränkt, den Blick auf Polizei und Protestierende gerichtet. Er will nicht mehr Gegendemonstrant sein, lieber Neues anstoßen. Mit Abendessen für alle Dresdner, mit Diskussions- und Leserunden.

Er sagt, dass er auch weniger verurteilt, seit er Drechsler kennt. „Amrei hat Grauräume für mich aufgemacht.“ Manchmal wird er bei Demos von Pegida-Anhängern angepöbelt, „Verpiss dich“, sagen sie dann, oder „Was hasste fürn Problem?“ Hattke denkt an die Hassmails, die er bekommen hat, denkt an die bösen Artikel über ihn. Dann versucht er, freundlich zu reagieren.

LIEBE MACHEN

PROTOKOLL Johanna Sagmeister
FOTOS Nora Heinisch



ELENA,

erinnerst du dich noch an den Moment, als ich dir zum ersten Mal gesagt habe, dass ich dich mag? Das war vor über einem Jahr auf dem Kirchentag, zu dem ich nur deinetwegen gekommen bin. Ich war verliebt in dich und wollte wissen, wie du mich findest. Deine Antwort hat mich ziemlich überrascht. Du fändest mich auch toll, sagtest du, seist aber asexuell. Diesen Begriff hörte ich damals zum ersten Mal. Nachdem du ihn mir erklärt hast, war ich verwirrt und wusste nicht so wirklich, ob ich dir glauben kann. Wie kann ein Mensch keinen Sex haben wollen? An diesem Tag suchte ich eigentlich Nähe zu dir, nach unserem Gespräch brauchte ich Abstand.

Elena, es tut mir leid, dass ich damals dachte, asexuelle Menschen seien leidenschaftslos. Ich wusste nichts darüber und auch im Internet war nichts Hilfreiches zu finden. Erst unsere Beziehung hat mir gezeigt, dass du Gefühle und Bedürfnisse hast wie jede andere Frau. Dass du gerne kuschelst oder meine Hand hältst und dass du mich mittlerweile sogar oral befriedigen kannst.

Im Internet stand, Menschen mit so vielen Unterschieden könnten nicht zusammen sein. Zum Glück habe ich darauf nicht gehört. Du bist gläubige Christin, ich bin Atheist. Du bist Deutsche, ich bin Iraner. Du bist asexuell und ich bin sexuell. Aber wir haben die gleichen Interessen und können über alles reden. Wir müssen auch über alles reden. Wie soll ich sonst herausfinden, warum du plötzlich zitterst oder warum du weinst, wenn wir intim werden? Ich möchte dich dann in den Arm nehmen und dich trösten. Aber du blockst mich ab, ballst deine Hände zu Fäusten und stößt mich weg. Plötzlich hast du keine Lust mehr weiterzumachen und ich habe Angst, unseren Abend zerstört zu haben.

Ja, für mich ist es schwer, in solchen Momenten nicht sauer zu werden. Aber ich hoffe, du weißt, dass ich deine Asexualität akzeptiere und ich geduldig sein möchte. Soweit du kannst, testest du für mich deine Grenzen, weil ich eine Beziehung ohne Lust nicht aushalten könnte.

Weißt du noch, als es sogar ein Problem für dich war, mich erregt zu sehen? In dem Moment war ich verunsichert und zweifelte, ob das mit uns klappen kann. Diese ersten Monate waren für uns beide sehr schwierig, aber wir sind mutig geblieben. Mittlerweile darf ich dich überall berühren und habe das Gefühl, du genießt es sogar.

Mit viel Geduld und Vertrauen haben wir es geschafft, uns auch ohne Sex nah zu sein. Ich finde, wir können stolz auf uns sein.

DEIN ELYAS

ELYAS,

nie hätte ich gedacht, dass unsere Beziehung so schön und intim werden würde. Ohne dich würde ich wohl immer noch an mir zweifeln, würde denken, dass ich unnormal oder krank bin, nur weil ich keinen Sex will. Wie lange habe ich gebraucht, um mich akzeptieren zu können, wie ich bin.

Meine Pubertät war die Hölle. Schon mit zwölf wollten meine Freundinnen Jungs küssen und Sex haben. Ich habe mich davor geekelt. Aber ich war allein mit diesen Gefühlen. Niemand hat mich verstanden, nicht einmal mein erster Freund. Ich war 16 und habe mich zum Sex mit ihm gezwungen. Dabei finde ich die Vorstellung abstoßend. Dieses Gefühl, wenn ein Penis in mich eindringt, halte ich nicht aus. Ich kann ja nicht einmal einenTampon einführen.

Damals bin ich innerlich daran zerbrochen, so sein zu wollen wie die anderen in meinem Alter. Denn mich hat in meiner ersten Beziehung so ziemlich alles überfordert, was mit sexueller Befriedigung zusammenhängt. Meine Hemmungen haben meinen damaligen Freund so verunsichert, dass er sich für meine fehlende Lust schuldig fühlte.

Es hat lange gedauert, bis mir klar wurde, dass ich mich nicht verändern kann und das auch gar nicht muss. Erst als ich im Internet das erste Mal von Asexualität las, merkte ich, dass es vielen Menschen so geht wie mir. Ich war nicht mehr allein.

Und dann kamst du und hast mir die Angst vor körperlicher Nähe genommen. Du hast akzeptiert, dass Sex für mich nicht infrage kommt. Ich vertraue dir, kann mich endlich fallen lassen, bin bereit, meine Grenzen auszutesten. Nach meiner ersten Beziehung habe ich mich jeder Art von körperlicher Nähe verschlossen, obwohl ich mit Kuscheln oder Küssen eigentlich gar kein Problem hatte. In kleinen Schritten nähern wir uns immer weiter an. Du forderst zwar viel Intimität ein, lässt mir aber die Freiheit, jederzeit Stopp zu sagen, wenn es mir zu schnell geht. Am Anfang hat es mich Überwindung gekostet, dich oral zu befriedigen. Mittlerweile fühle ich mich wohl dabei, denn ich sehe, was für eine Freude ich dir damit mache.

Ich glaube, das ist dir gar nicht so bewusst, aber danach sagst du jedes Mal: danke. Diese kleine Geste hilft mir ungemein. Sie zeigt mir, dass du weißt, dass es nicht selbstverständlich für mich ist.

Unsere Beziehung ist ein Kompromiss, aber ein schöner, wie ich finde. Du hast mir geholfen, meine Ängste zu verlieren. Unsere Beziehung ist nicht immer einfach, trotzdem ist sie das Schönste für mich.

DEINE ELENA

Alle Namen geändert.

ELENA IST 19 UND FINDET SEX EKELHAFT. IHR FREUND ELYAS VERZICHTET FÜR SIE. UNS HABEN DIE BEIDEN ERZÄHLT, WAS SIE EINANDER BEDEUTEN

ZUG UM ZUG

Das schwedische Kiruna muss einer Erzmine weichen. Kann die Seele einer Stadt umziehen?

TEXT & FOTOS
Jonas Seufert

671 METER UND DOCH EINE NEUE WELT

SCHICKSALSBERG
Neben Kiruna wird die größte unterirdische Eisenerzmine der Welt betrieben. Ihr Hauptstollen liegt über einen Kilometer unter der Erde

An einem Dienstag im Juni steht Åke Jönsson vor den Trümmern seiner alten Heimat und macht Fotos. Ein Bagger frisst sich durch eine Hauswand. Das Backsteingebäude gegenüber hat keine Fenster mehr. Nur der Spielplatz widersetzt sich zwischen den Hausruinen der Zerstörung.

Am Freitag wird er die Bilder wie jede Woche auf Facebook laden. Es werden wieder Hunderte sein. Vielleicht wird Jönsson dann auch wieder weinen, wie beim letzten Mal.

Zwölf Jahre wohnte Jönsson mit seiner Frau und seinen zwei Söhnen an der Staatsstraße 10 im nordschwedischen Kiruna. Vor zwei Jahren musste er umziehen. Das neue Haus steht nur 671 Meter Luftlinie weit vom alten entfernt. Für Jönsson aber steht es in einer anderen Welt.

Kiruna zieht um. Das Stadtzentrum wird knapp vier Kilometer entfernt neu aufgebaut. Jeder dritte Einwohner braucht ein neues Haus. Denn eine Eisenerzmine gräbt sich immer tiefer unter die Stadt. Im Jahr 2016 hat die Betreiberfirma LKAB eine Milliarde Euro mit der Mine umgesetzt. Der Staatskonzern will weiter Geld verdienen, also muss die Stadt weichen. Spätestens 2040 sollen alle neuen Gebäude stehen. Doch Erinnerungen kann man nicht einfach in Kisten packen und einige Kilometer weiter wieder ins Regal stellen. Kann die Seele einer Stadt umziehen?

Jönsson, kurze Haare, Bauchansatz, hängt sich die Kamera um und steigt auf das rechteckige Steinpodest, das mal sein Haus war. „Hier geht es rein“, sagt er und schiebt mit seiner Hand einen Schwall Luft nach vorne, als müsste man noch immer eine Tür aufstoßen. Drinnen führt er durch die Räume: links die Küche, dann das Wohnzimmer, daneben das Bad. Doch die Möbel stehen längst woanders, das Haus wurde abgerissen. Nur die Fundamente hat die Gemeinde in dieser Nachbarschaft stehen lassen. Als Erinnerung – eine Art Immobilienfriedhof. „Dort hinten sind meine Kinder zur Schule gegangen“, sagt Jönsson und deutet auf ein Gebäude am Horizont. Davor Häusertrümmer, ein Bagger reißt Betonfetzen aus einer Ruine. Es kracht. Jönsson stemmt die Hände in die Hüfte und schaut sich um. „Ich kann mich erinnern, wie meine Kinder mit den anderen um die Häuser geflitzt sind“, sagt er. „Es gab viele Kinder in der Nachbarschaft.“ Jönsson schluckt. Im Hintergrund erhebt sich Kirunavaara, der Minenberg. Von hier bis zur Bruchkante vor dem Berg ist es gerade mal ein Kilometer.

CHRONIST DER ZERSTÖRUNG
Åke Jönsson musste sein Haus aufgeben. Jede Woche macht er Fotos von der Umsiedlung und lädt sie bei Facebook hoch

Die Mine ist das Herz der Stadt, sagen die Bewohner Kirunas. Jede Nacht um halb zwei schlägt es. Zunächst hört man nur ein Grollen. Sekunden später zittern Wände, Bilderrahmen verschieben sich. Währenddessen rauschen am Kirunavaara 80.000 Tonnen Gestein in einen Stollen, knapp einen Kilometer unter der Erde – die Ration für den nächsten Tag. Die nächtlichen Sprengungen sind der Puls einer Stadt, die ihr Schicksal an das Bergwerk geknüpft hat.

Denn unter Kiruna liegt ein Schatz: Der größte zusammenhängende Eisenerzstrang, von dem die Menschheit weiß. Vier Kilometer lang, bis zu 100 Meter breit und mindestens zwei Kilometer tief. Magnetit von höchster Reinheit, das Stahlfirmen weltweit schätzen. 90 Prozent des in Europa verwendeten Eisenerzes kommt aus den Minen des schwedischen Staatskonzerns LKAB. Über die Hälfte davon aus Kiruna. Wie ein Schaufelblatt schiebt sich der Strang unter die Stadt. Durch die Sprengungen entstehen in der Tiefe Hohlräume, Gestein und Erde rutschen von oben nach. Und irgendwann auch die Häuser der Stadt.

Die Stadt und die Mine: Sie sind voneinander abhängig

Damit Kirunas Herz weiter schlagen kann, muss die Stadt weichen. Die Eisenbahntrasse und die Nationalstraße werden verlegt, genauso das Krankenhaus und die Feuerwache, 200.000 Quadratmeter Geschäftsfläche ziehen um. Und rund 6000 Menschen, vorerst. Solange der Weltmarktpreis für Eisenerz stimmt, wird der Konzern weiter sprengen. Niemand weiß, wie tief der Erzstrang in die Erde ragt. Es kann sein, dass Kiruna nicht zum letzten Mal umzieht.

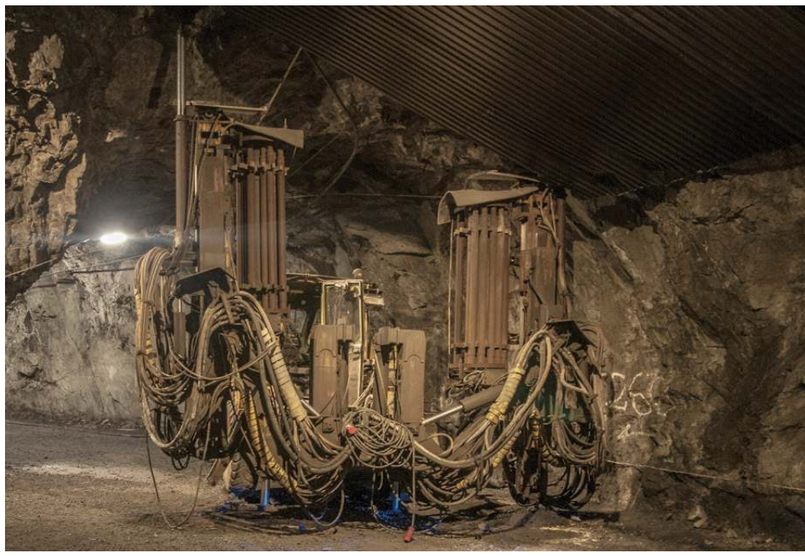
18.000 Menschen wohnen in Kiruna. Besonders schön ist die Stadt nicht. Das Zentrum: ein Parkplatz. Ein wuchtiger Hotelklotz auf der einen Seite, auf der anderen teilen sich zwei Schnellimbisse, ein Friseur und ein Reisebüro einen grauen Betonquader.

Kiruna liegt 140 Kilometer nördlich des Polarkreises, im Sommer ist es 24 Stunden hell, im Winter 24 Stunden dunkel. Die nächste Stadt ist 120 Kilometer entfernt. Kiruna liegt zwischen zwei Bergen. Luossavaara, der Lachsberg, zur Rechten. Kirunavaara, der Schneehuhnberg, zur Linken. Dort ist auch die Mine.

Ihr Betreiber LKAB sagt, dass die Bewohner der Stadt in einer Art Symbiose mit dem Bergwerk lebten. 4000 Menschen arbeiten für den Konzern, statistisch gesehen in fast jeder Familie einer. Ohne Mine keine Stadt, ohne Stadt keine Mine. Eine Beziehung zweier gleichberechtigter Partner, in der beide profitieren, weil sie sich voneinander abhängig machen.

An einem sonnigen Morgen um kurz nach sieben Uhr fährt ein Haus durch Kiruna. Es steht auf einem Sattelschlepper, ein Spezialfahrzeug mit 18 Achsen. Schaulustige beobachten, wie das Haus die Staatsstraße 10 entlang rollt. Manche schießen Fotos. In Schrittgeschwindigkeit zerrt der Lastwagen das Haus an seine neue Adresse am Fuße des Berges Luossavaara.

Als Sam Keshavarz ein paar Stunden später die Tür seines Büros öffnet, ist er gut gelaunt. „Endlich passiert etwas“, sagt er, „jetzt können die Leute sehen, was wir geplant haben“.



HERZSCHRITTMACHER
Dutzende Löcher bohren die Minenarbeiter tagsüber mit schwerem Gerät in den Erzstrang. Jede Nacht wird gesprengt. Die Mine ist das Herz der Stadt

STADTUMWANDLER
Sam Keshavarz sieht in der Umsiedlung eine Chance, Kiruna zu einer lebenswerteren Stadt zu machen

Der Landschaftsarchitekt will aus der Brache vor Kiruna eine Vorzeigestadt machen. Keshavarz, schlaksige Statur, schüchternes Lächeln, ist Projektleiter bei White Arkitekter, einem der größten Architekturbüros in Skandinavien. Seit einigen Jahren gibt es auch ein Büro in Kiruna.

Die meiste Zeit jedoch ist es geschlossen. Keshavarz arbeitet in Stockholm, einmal im Monat fliegt er in den Norden. In dem Ladengeschäft stehen alte Möbel, hinter den Schreibtischen prangt über die gesamte Wand hinweg ein Satellitenbild: „Kiruna 2033“ steht in großen Lettern darüber. Kiruna nach der Umsiedlung. Um den Kirunavaara zieht sich ein grüner, verlassener Kreis: Platz für die Mine. Dafür sind weiter im Osten Hausdächer zu sehen, wo momentan noch Birken stehen und allerlei Gestrüpp.

Denn gebaut wird noch nicht viel. Die Gemeinde findet für die neuen Häuser kaum Investoren. Keiner weiß, wie lange die Mine noch rentabel ist. Keshavarz‘ Team hat ihren Entwurf trotzdem „Kiruna 4-ever“ genannt, für immer Kiruna.

Der Landschaftsarchitekt will der Stadt endlich das passende Kostüm schneidern, damit sie sich frei entfalten kann. Er glaubt, ihre Seele entschlüsselt zu haben. „Kiruna ist ein globales Dorf“, sagt Keshavarz. „Die Mine, der Wintertourismus wegen der Nordlichter, so viele Leute aus der ganzen Welt sind hier.“ Er will Räume der Begegnung schaffen, Kultur in die Arbeiterstadt bringen, Grünflächen anlegen. Doch noch steht das neue Rathaus ganz allein in einer Brache aus undurchsichtigem Geäst. An einem Ende die städtische Müllhalde, am anderen zwei hässliche Betontürme, eine ehemalige Mine.

„Die Leute in Kiruna lieben die Natur“, sagt Keshavarz und markiert mit seinen Händen auf der Karte einen Grünstreifen, der die Hausdächer spaltet. Keshavarz will die Fehler der 1960er rückgängig machen. „Kiruna ist als Autostadt geplant“, sagt er. „Da sind wir heute weiter.“

Keshavarz und sein Team verkaufen eine demokratische Vision von Kiruna. Eine Umsiedlung Stück für Stück und einen Dialog zwischen Konzern, Gemeinde und Bewohnern. Aber für den interessiert sich in der Bevölkerung kaum jemand. Zusammen mit Mitarbeitern der Gemeinde hat Keshavarz Fragebögen entwickelt, sich mit Postern in den lokalen Supermarkt gestellt und Versammlungen organisiert. Es kommen fast immer dieselben Leute. Der Rest schweigt, trauert oder hat Angst vor der Ungewissheit. „Viele haben die nötigen Informationen nicht“, sagt Keshavarz. Deshalb die Angst. Es ist, als wolle er sagen: Wenn ihr nur wüsstet, was wir vorhaben – ihr würdet lieber heute umziehen als morgen.

Sein Team spricht genauso wie die Minenfirma und die Gemeinde Kiruna lieber von „stadsomvandling“. Wandel statt Umsiedlung. Die skandinavischen Holzhäuser, die auf den Lastwagen durch die Stadt fahren, sind das Symbol dafür. Am Fuße des Luossavaara drapiert LKAB die schönsten Hütten wie in einer Art Freilichtmuseum. Dass der Großteil der Stadt ganz woanders stehen wird, dass bis auf die 21 schönsten Gebäude alles eingerissen und neu aufgebaut wird, das ist am Tag des großen Umzugs nicht so wichtig.

In einigen Jahren muss Jönsson wieder umziehen

Als Keshavarz sein Büro abschließt, dringt ein metallenes Kreischen durch die Straßen. Der Beginn eines kurzen Schauspiels mit dem immer gleichen Akt. Zehnmal am Tag verlässt ein Zug mit Dutzenden Anhängern voller Eisenerz-Pellets die Mine zum norwegischen Hafen Narvik. Jeder Zug ist mehrere Millionen Euro wert. Die hügelige Stadt verwandelt sich dann in einen Zuschauerrang, die Bahn durchquert die Senke als wäre sie eine Bühne. Seht her, worauf ihr stolz sein könnt, rufen die randvollen Waggons in die Stadt. Sie rufen aber auch: Seht her, warum ihr überhaupt hier seid.

DIE MAUER FÄLLT
„Berliner Mauer“ nennen die Einwohner Kirunas das gelbe Gebäude im Stadtzentrum. Spätestens 2023 wird es abgerissen, genau wie die beiden Hochhäuser dahinter

Die Mine und die Stadt. Wer ihr Verhältnis genauer betrachtet, merkt: Es ist keine gleichberechtigte Partnerschaft. Eher die Beziehung eines Vaters zu seinem Sohn. Einer, der sich behütend gibt und doch genau weiß, dass der Sohn ohne ihn nicht leben kann. Gerade werden sich die Einwohner Kirunas bewusst, dass sie für immer in der Rolle des Kindes bleiben werden.

> **Die Mine ernährt uns und sie frisst uns eines Tages.**

Auf dem Steinfundament an der Staatsstraße 10 macht Jönsson, der Chronist der Zerstörung, ein letztes Foto vom Backsteinhaus gegenüber. In einer der Wohnungen hat er als junger Mann gewohnt. In ein paar Tagen werden die Baggerschaufeln auch dieses Gebäude verschlingen und mit ihm weitere Erinnerungen.

In seinem jetzigen Haus kann Jönsson bis 2023 bleiben. Was danach kommt, weiß er nicht. Trotzdem sagt Jönsson: Die Umsiedlung muss sein. „Die Mine ernährt uns, und sie frisst uns eines Tages.“

Wenn Jönsson das nächste Mal Urlaub hat, wird er ein paar Möbel in sein Auto packen, den Tisch, ein Bett, den alten Schaukelstuhl, und sie auf dem Fundament aufstellen, dort wo sie früher standen. Dann will er Fotos machen, mit der ganzen Familie.

DIRIGENTIN DER LUST

15 Jahre lang sang Adrineh Simonian an der Oper. Dann schmiss sie hin, um Pornos zu drehen. Über eine Frau, die Sex inszeniert

17
MAL HAT SIE NÄHE IN SZENE GESETZT

TEXT Irini Bafas
FOTO Natali Glisic

Vorsichtig berührt Christoph Ninas Brust, ihren flachen Bauch, die Hüfte. Sie streichelt seinen Nacken, legt ihre Hand mit den rot lackierten Fingernägeln auf seinen Brustkorb. Die beiden knien nackt auf einem Bett, das mit einem weißen Laken bezogen ist. Sie haben sich nie zuvor gesehen und tun es auch jetzt nicht: Eine schwarze Maske verdeckt ihre Augen. Sie haben nie miteinander gesprochen, sich nie gerochen, nie geschmeckt. Wie in Zeitlupe tastet Christoph durch Ninas schulterlanges Haar.

„90 Prozent der Menschen hätten jetzt schon längst vorgespult“, sagt Adrineh Simonian. Die 44-Jährige blickt auf den Computerbildschirm, auf dem Nina und Christoph sich immer noch streicheln. Die beiden sind Darsteller in einem Porno. Sie werden darin keinen Geschlechtsverkehr haben, sondern sich mit Hand und Mund befriedigen. „Alle warten nur darauf: Wann ficken sie endlich?“, sagt Simonian. „Ich bin dankbar, dass sie es nicht tun und trotzdem Spaß haben.“

Der große, aufgeräumte Tisch, an dem sie sitzt, sieht aus, als wäre er für Konferenzen gedacht. Simonian plant hier feministische Sexfilme. Ihr Büro liegt zwischen Rechtsanwaltskanzleien und einer Restaurantkette in der Wiener Innenstadt. Sie trägt ein rotes, knielanges Kleid, Ballerinas und eine Sonnenbrille im Haar. Mit ihren langen schwarzen Haaren und der hellen Haut erinnert sie eher an eine Diva als an eine Porno-Regisseurin.

Bevor Simonian Pornos drehte, war sie 15 Jahre lang Opernsängerin. Im Juli 2014 stand sie ein letztes Mal als Mezzosopranistin auf der Bühne der Wiener Volksoper. „Da habe ich mich verbeugt und mir gedacht: Ihr könnt's mich alle am Arsch lecken“, erzählt sie in ihrem Wiener Dialekt. Seitdem habe sie nie wieder gesungen, nicht einmal zuhause. Nach den Vorstellungen habe sie immer versucht, unbemerkt das Gebäude zu verlassen. Autogramme geben, Smalltalk – was für viele Künstler ein Lebenstraum ist, hat Simonian gehasst.

Während sie erzählt, fixieren ihre dunklen Augen ihr Gegenüber. Ihr Vokabular ist das einer Bildungsbürgerin, die manchmal „Schwanz“ statt Penis und „blasen“ statt Oralsex sagt. Sie ist eine Frau, die sich selbst und das, was sie tut, ernst nimmt, egal ob sie in Operetten singt oder Menschen beim Sex filmt. Sie lächelt nicht, um höflich zu wirken. Vielleicht weil sie es nicht kann, wahrscheinlich auch weil sie es nicht will. Entweder bleibt ihr Gesicht streng, das Kinn erhoben, oder sie lacht, kräftig und ehrlich.

Auf die Idee, feministische Pornografie zu produzieren, kam sie in einem Gespräch mit Kollegen in der Volksoper-Kantine. Dabei habe sie festgestellt, dass es kaum Pornos gibt, die ihr gefallen. Das wollte sie ändern: durch ästhetische Filme, die auch Frauen mögen. Denn jede Frau schaue Pornos, behauptet Simonian, doch kaum eine gebe es zu.

> **Porno bedeutet nicht: Internet an, Hose aus und los geht's.**

Simonian stammt aus einer konservativen Familie. Sie wurde im Iran geboren und zog mit ihren Eltern und zwei Geschwistern nach Wien, als sie vier Jahre alt war. Über Sex wurde zuhause nie gesprochen, Pornos galten als ekelhaft. Dass sie jetzt solche Filme dreht, hat ihre Familie trotzdem akzeptiert, das Verhältnis sei jetzt sogar offener als zuvor, sagt sie. Vielleicht hat sie aufgegeben, Simonian Vorschriften zu machen, weil es ohnehin nichts bringen würde. Vielleicht liegt es auch an ihren Filmen, die sich vom Mainstream abheben, weil sie nicht nur Masturbationsvorlagen für Männer sind.

„Porno bedeutet nicht: Internet an, Hose aus und los geht's“, sagt Simonian. Dabei formt sie mit ihrer Hand ein Loch und wedelt durch die Luft, um einen masturbierenden Mann zu imitieren. In ihren Filmen gehe es um sinnlichen Sex, nicht um rein, raus, fertig. Deshalb zeigt sie kaum Großaufnahmen von Geschlechtsteilen, spielt mit Schatten und verschiedenen Perspektiven.

Simonian will die Intimität und Nähe zwischen zwei Menschen einfangen. Die Darsteller sind meist keine Profis. Ihr Sex folgt keinem Drehbuch. Die Regisseurin inszeniert über den Schnitt, nicht durch Anweisungen.

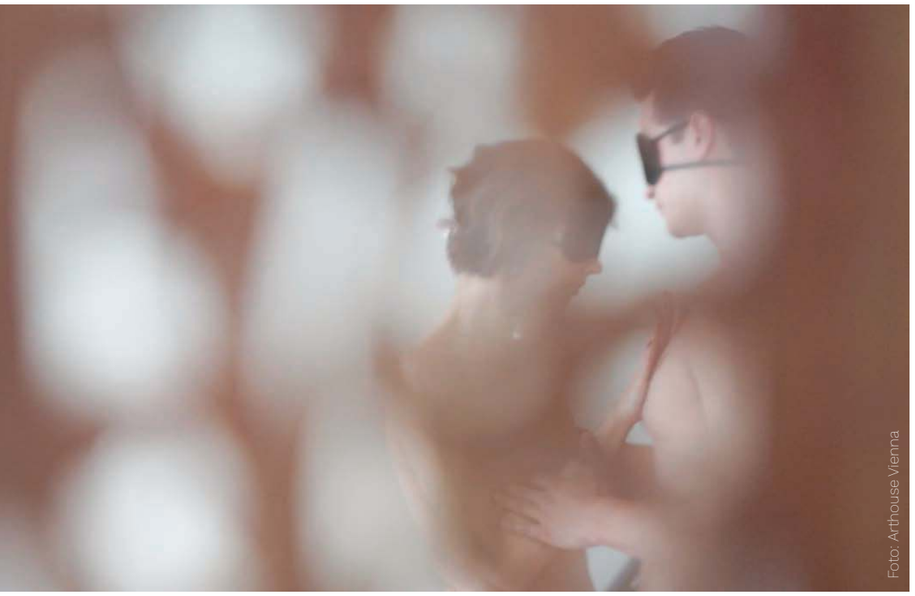


Foto: Arthouse Vienna

Nina und Christoph berühren sich zum ersten Mal

Sie setzt keine Grenzen, keine Verbote. Solange eine Frau Spaß daran habe, sagt sie, dürfe sie sich auch würgen oder ins Gesicht ejakulieren lassen. Um authentische Bilder zu bekommen, sind die Darsteller bei den Dreharbeiten meist allein im Raum und werden von mehreren Kameras gefilmt.

Seit Simonian Pornos dreht, bezeichnet sie sich als Feministin

Nach der Arbeit lässt sich Simonian mit dem Taxi zu ihrer Wohnung fahren. Im Flur zündet sie sich eine Zigarette an. Überall stehen Aschenbecher, in der Küche, auf dem Wohnzimmertisch, sogar am Fuß des Ehebetts. Im Wohnzimmer erstreckt sich ein Bücherregal über zwei Wände, Weltliteratur und Lexika reihen sich an Büchern über die Oper. Hier, im Zentrum Wiens, lebt sie mit ihrem Ehemann Wolfgang Koch. Als Bariton tourt er von Staatsoper zu Staatsoper und singt Wagner. Simonians Filme habe er von Anfang an unterstützt, sie habe schon immer gemacht, was sie wolle.

Simonian sagt, dass sie sich erst als Feministin betrachtet, seit sie Pornos dreht. Wenn sie über ihre Beziehung spricht, wird spürbar, dass sie schon immer eine war.

In einer Industrie, in der junge Frauen wie am Fließband Filme produzieren und nach wenigen Monaten als verbraucht gelten, nimmt sich Simonian teilweise über ein halbes Jahr Zeit, die richtigen Darsteller zu finden. Das Verhältnis zu ihnen ist freundschaftlich, sie begrüßt sie mit Umarmungen und Küsschen. Ein Dreh dauert fünf Stunden. Die meiste Zeit unterhält Simonian sich mit den Darstellern und trinkt Kaffee mit ihnen. Es gehe erst dann los, wenn die Akteure das wollen. „Wenn sie dann doch keine Muße haben, sollen sie aufhören und wir machen es ein anderes Mal“, sagt sie. „Oder eben gar nicht.“

Simonian kann es sich leisten so zu arbeiten, weil sie keinen finanziellen Druck spürt. Noch verdient sie nicht genug mit ihren Filmen, um davon leben zu können. Sie hat den Luxus, dass sie das auch nicht muss. Sie hat den Luxus, weil sie auch ohne den Porno genug Geld besitzt.

Die Opernsängerin, die ins Pornobusiness abgerutscht ist – Simonian glaubt, dass dieses Image der Grund war, warum sie sich so schnell einen Namen in der Branche gemacht hat. Sie verknüpft zwei Welten, die weiter nicht auseinanderliegen könnten. Oper, das steht für Bildung, Bürgerlichkeit und Glamour. Porno, das bedeutet für viele Drogen, Prostitution, Perversion. Doch Simonian empfand ihr Leben als Opernsängerin nie als glamourös, und die Pornografie nie als Abstieg.

Sie sagt, dass sie Pornos ohne politische Hintergedanken drehen wollte, aber verkauft ihre Filme mittlerweile als „FemPorn“. Sie sagt, dass sie nicht verstehe, warum sich die Menschen für ihr altes Leben interessieren. Gleichzeitig setzt sie die Vergangenheit ein, um sich und ihre Arbeit interessant zu machen.

Simonian wollte die Oper hinter sich lassen. Aber sie bleibt auch im Porno ein Teil von ihr. Ihr Sprechrhythmus gleicht immer noch einem Singsang, wie er typisch für Sänger ist. Die Filmproduktion vergleicht sie mit einer Orchesterprobe, der Regisseur nimmt dabei die Rolle des Dirigenten ein. „Du musst wissen, was die Spannweite einer Klarinette ist und was du von ihr verlangen kannst“, sagt sie und zieht an ihrer Zigarette.

Dann drückt sie die Zigarette aus und greift zur nächsten. Als sie noch Sängerin war, sollte die Öffentlichkeit nicht sehen, dass sie raucht. Heute verwenden die Medien ein Foto von ihr, auf dem sie eine Zigarette zwischen den Fingern hält. Was sie damals nicht durfte, ist nun ihr Markenzeichen.

„Natürlich frühstücke ich wann ich will!“

Hilde B.
Bewohnerin aus
dem Caritas-Altenheim
Heilig-Geist-Spital in Mühldorf

Frau B. schläft gerne lange und frühstückt spät.
Sie geht ins Bett, wann sie möchte.
Sie empfängt jederzeit Besuch.
Und sie wird respektvoll und
fachlich bestens gepflegt.

Sie lebt so selbstbestimmt wie möglich.

Machen Sie sich selbst ein Bild über
unsere Altenheime. Wir freuen uns auf Sie!

Infos unter https://www.caritas-nah-am-naechsten.de/Altenheime

caritas

HI FIVE

Nach 18 gemeinsamen Jahren trennen sich die Wege der Beutelspacher-Fünflinge: Johannes, Esther, Daniel, Silvana und Christian. Ein Rückblick in fünf Episoden

TEXT Julia Haas
FOTO Erik Häußler

TEILEN

Als Fünfling muss man teilen können, sagen die Geschwister. Bei Playmobil aber machten sie keine Kompromisse. Sie spielten zwar zusammen, doch seine Lieblingsstücke verwahrte jeder in einer Holzkiste. Mein und Dein. Johannes sah das anders. Sein Wikingerschiff brauchte Feinde. Christians Ritter gefielen ihm dafür am besten. Ihm reichten seine eigenen Figuren, Tiere und Häuser nicht. Wenn seine Geschwister gerade nicht damit spielten, bediente er sich. „Ich habe alles gehortet“, sagt er. Manchmal konfrontierten ihn die anderen vier, manchmal petzten sie – doch am besten half immer noch Zurückklauen.

„Johannes war ein Jäger und Sammler“, sagt seine Mutter. Zuhause schleppte er oft einen Sack hinter sich her, stopfte seine liebsten Playmobilfiguren, Bauklötze und Kuscheltiere hinein, vor allem Plüschaffen. Als die Beutelspachers eine befreundete Familie besuchten, griff sich Johannes eine Tasche und packte auch dort alle für ihn interessanten Spielsachen ein. Während die anderen Kinder gemeinsam spielten, bewachte er den ganzen Nachmittag seine Tasche. Zum Spielen kam er nicht. Um die Lage zu entschärfen, kauften ihre Eltern ansonsten alles fünfmal: fünf gleiche Schreibtische, fünf gleiche Locher, fünf gleiche Handys. Mittlerweile haben sie immerhin verschiedene Handyhüllen – ohne ist es fast unmöglich gewesen, morgens am Frühstückstisch auf Anhieb das richtige Telefon zu erwischen, sagen sie.

ÜBERRASCHEN

Ausflug in den Karlsruher Zoo. Am Eingang wartete schon eine Bekannte mit ihren Zwillingen. Die Beutelspachers waren spät dran. Es kostete jedes Mal viel Zeit, fünf Kinder im Grundschulalter für den Aufbruch vorzubereiten. Mutter Ursula stand an der Kasse und wollte eine Familienkarte kaufen, ihre fünf Kinder umringten sie. „Das sind aber nicht alles Ihre Kinder?“, fragte die Frau hinter der Kasse irritiert. „Wenn Sie glauben, Sie können hier den Kindergeburtstag mit der Familienkarte reinbringen, haben Sie sich geschnitten.“

Die Beutelspachers sind keine eineiigen Fünflinge, sie gleichen sich äußerlich kaum. Ein Paar in der Schlange hinter ihnen schaltete sich ein. Es fragte die Kassiererin verwundert, ob das ihr Ernst sei, dass sie die Beutelspachers nicht kenne? In der Lokalpresse hätten sie schon viel über die Fünflinge gelesen. Die Ausweise musste Ursula Beutelspacher trotzdem vorzeigen, alle fünf.

LERNEN

Ihre Lehrerin sprach die Fünflinge in der Grundschule nur als „die Beutelspachers“ an – bis Silvana ausflippte. Sie stand auf und schrie: „Ich bin keine Beutelspacher, ich heiße Silvana!“ Die Lehrerin war sprachlos, Silvana verhielt sich im Unterricht sonst eher ruhig. Später sagte die Lehrerin, ihr sei nicht bewusst gewesen, dass die Kinder die Gruppenansprache so störe. „Es fühlte sich an, als würde sie uns nicht als einzelne Persönlichkeiten sehen, sondern nur als die Fünflinge“, sagt Daniel. „Wir haben es gehasst.“

Auf dem Gymnasium gingen die Geschwister in drei verschiedene Klassen. In der Oberstufe wählten sie unterschiedliche Schwerpunktfächer. Nur in zwei Kursen saßen noch alle fünf gemeinsam im Klassenzimmer: Religion und Musik. Als Christian seine Notenblätter vergaß, sagte die Musiklehrerin: „Immer die Beutelspachers.“ Dieses Mal war es Daniel, der sich bei der Lehrerin beklagte. Christians vier Geschwister hatten die Noten dabei. Es sei ungerecht, alle fünf zu verurteilen.

Die Beutelspachers hätten in Musik seitdem bessere mündliche Noten bekommen als ihre Mitschüler, erzählen sie. Kurz vor den Abiturprüfungen sollten sie ihren Eltern von der Musiklehrerin außerdem einen schönen Gruß ausrichten: Sie seien alle wohlerzogen.

SCHMECKEN

Fünf Kinder, fünf Geschmäcker. Mittwochs war Milchreistag, Silvana hasste ihn. Christian mochte keine Pizza, Johannes konnte auf Spätzle verzichten, Esther schmeckt kein Putenfleisch, Daniel isst bis heute weder Pilze noch Spinat. Ihre Mutter erstellte deswegen eine Liste. Jeder der Fünflinge durfte ein Gericht eintragen, das er nicht mochte. Gab es das doch, durfte sich der Betroffene ein Brot schmieren. Ansonsten musste jeder ein bisschen von dem essen, was auf dem Tisch stand – und wenn es nur Kartoffeln waren, ohne Spinat. „Wenn ich versucht hätte, es beim Essen immer allen recht zu machen, müsste ich heute noch trockene Spaghetti kochen“, sagt die Mutter.

Eine Liste brauchen die Fünflinge inzwischen nicht mehr. Sogar beim Geburtstagskuchen sind sie sich einig und wünschen sich jedes Jahr den gleichen. Der Himbeer-Biscuit von Oma ist der unumstrittene Favorit, das Experiment mit der Pfannkuchentorte von Pettersson und Findus überzeugte niemanden. Futterneid kommt nur beim Schokokuchen auf. Am Endstück klebt nämlich die meiste Schokolade.

WOHNEN

Sie ist wahrscheinlich Deutschlands einzige WG, in der alle Bewohner exakt gleich alt sind: Seit ihre Oma nicht mehr dort wohnt, leben die Fünflinge in einer Wohngemeinschaft im ersten Stock des Elternhauses. Fünf Schlafzimmer, Küche, Bad, Wohnzimmer, großer Balkon: Eine Luxuswohngemeinschaft – ihre Mutter macht die Wäsche und kocht, nur putzen müssen die Fünflinge selbst.

Abends in der WG, es ist zwölf Uhr nachts, der Staubsauger röhrt in Daniels Zimmer. Christian kommt gerade vom Grillen nach Hause, freut sich auf sein Bett. Er kann nicht schlafen, es ist zu laut. Der nächste Tag: Daniel sucht verzweifelt sein Lieblings-Shirt. Er findet es bei Christians verschwitzten Fußballklamotten. Esther und Silvana tauschen gerne ihre Oberteile, sie tragen dieselbe Größe. Nebenan übt Johannes auf seiner elektrischen Orgel, probt Kirchenlieder für die abendliche Messe. Manchmal störe sie das, sagt Silvana, „aber alleine wohnen möchte ich trotzdem nie“. Wenn es ihr zu viel wird, flüchtet sie zu ihrem Freund. Der ist Einzelkind, bei ihm zuhause ist es immer ruhig.

Mittlerweile sind alle Prüfungen abgelegt, die Geschwister waren auf Abifahrt. Die Fünflingszeit im Elternhaus geht zu Ende. Neuer Lebensabschnitt, neue Freundschaften, jeder Fünfling für sich. Sie haben ein bisschen Angst: Angst, dass sie sich nicht mehr sehen. Damit es nicht so weit kommt, planen sie schon jetzt einen monatlichen Geschwister-Stammtisch. Essen gehen, was trinken, nur die fünf.

SIE LIEBT MICH, SIE LIEBT MICH NICHT

Frau M. hat Cecilia Lamberti das Leben geschenkt. Und es ihr zur Hölle gemacht

TEXT Matthias Bolsinger
FOTO Erik Häußler

An einem Sommertag trifft Cecilia Lamberti auf Frau M. und damit geschieht, was eigentlich nie wieder geschehen sollte. Frau M. fällt Lamberti weinend um den Hals. Sagt: Du siehst glücklich aus. Fragt: Wo wohnst du gerade? Packt Lambertis Arm. Es ist die Beerdigung einer Jugendfreundin, mehr als 800 Kilometer ist Lamberti dafür gereist, doch jetzt will sie nur noch weg. Sie reißt sich los, verlässt den Friedhof. Im Auto erbricht sie.

18 Jahre lang hat Lamberti Frau M. nicht gesehen. Hat sich vor ihr versteckt. Dafür hat sie den Arbeitsplatz gewechselt, Wohnungen und Telefonnummern. Lamberti möchte Frau M. aus ihrem Leben verbannen und kann es nicht. Weil Frau M. nicht irgendeine Person ist. Frau M. ist Lambertis Mutter.

Lamberti sagt, dass Frau M. sie nie geliebt hat.

Glaubt man Lamberti, dann hat Frau M. sie an den Rand des Selbstmords getrieben. Dann hat Frau M. sie beschimpft, seelisch erpresst und als geisteskrank bezeichnet. Glaubt man Lamberti, dann war sie für Frau M. wie ein Hund. Der entweder gehorchte, dann war er brav. Oder es nicht tat, dann wurde er bestraft.

Lamberti ist 46 Jahre alt, groß, ihr braunes Haar fällt glatt über die Schultern, die blauen Augen blicken scheu durch eine randlose Brille. Lamberti redet schnell, aber wählt die Worte sorgfältig. Vertrauten hat sie ihre Geschichte schon oft erzählt. Eine Geschichte darüber, wie menschliche Nähe verletzen kann. Darüber, dass Menschen sich nicht immer Gutes wollen, nur weil sie verwandt sind.

Lamberti will anonym bleiben, sie heißt eigentlich anders. Sie weiß, dass ihre Version der Geschichte nur schwer zu glauben ist. Mütter lieben ja, sie hassen nicht. Sie weiß auch, dass sie nur wenige Beweise hat.

Zuerst will Frau M. ihr den Vater wegnehmen

Es gibt Dokumente, die nahelegen, dass Lambertis Geschichte nicht erfunden ist. Ein Anwaltsschreiben, ein Brief vom Stiefvater, eine Anzeige in einer Lokalzeitung und einige Postkarten, geschrieben von der Mutter. Lamberti sagt, dass sie alle anderen Schreiben weggeworfen hat. Sie haben sie zu sehr verletzt.

Zwei Postkarten von Frau M., Motive: Eisenkraut und Torre Asinelli, Bologna. „Dir gefällt es, wenn jemand lügt, stiehlt und erpreßt. Ich rücke es dir vor die Augen: Weil du das Schlechte bevorzugst, schlägt dir mal jemand die Fresse zu Brei."

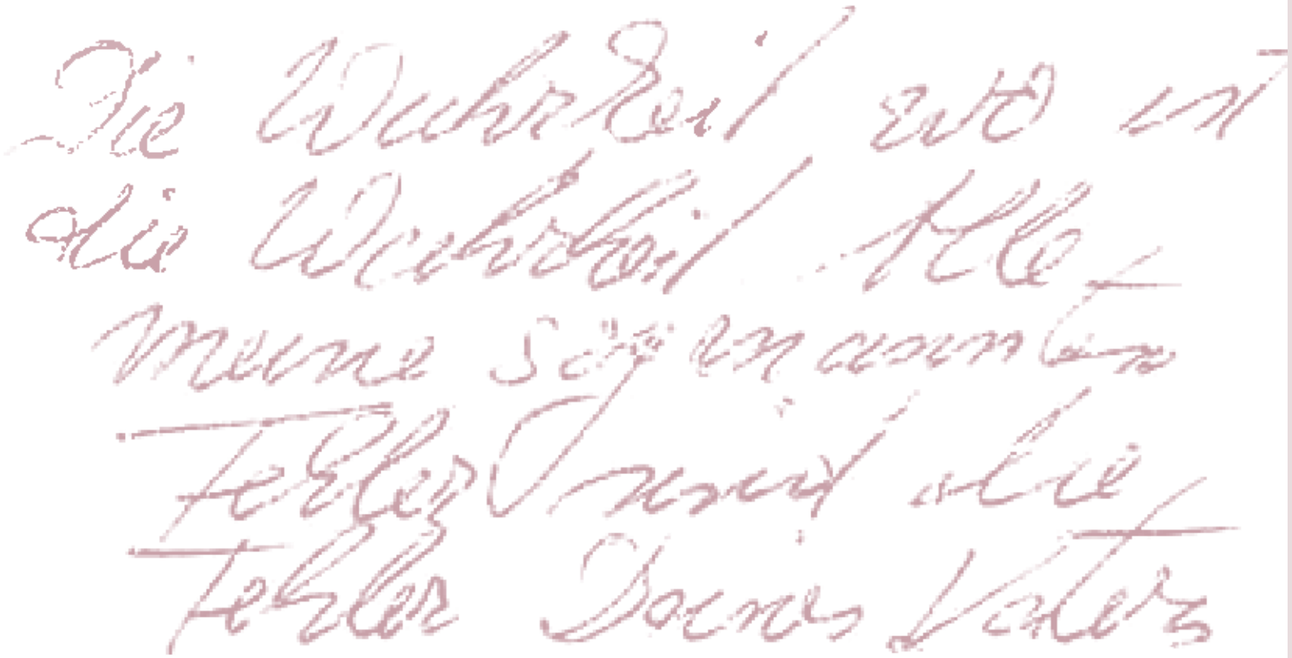
1971 bringt Frau M., damals 30, ihre Tochter zur Welt. Der Vater ein Italiener. Sie leben in Verona. Lamberti wächst dort auf. Damals fühlt es sich für sie an wie eine glückliche Kindheit. Heute wundert sie sich, dass sie in den ersten Jahren ihres Lebens nur eine Sprache lernte: Deutsch. Die Sprache von Frau M.

Nach einigen Jahren beginnt die Ehe der Eltern zu zerfallen. Sie schlafen in getrennten Betten. Eines Nachts, Frau M. hat mit dem Vater gestritten, wacht die kleine Cecilia plötzlich im Bett von Frau M auf. Frau M. habe sie wohl aus dem Kinderbett genommen und zu sich getragen, sagt Lamberti. An einem anderen Tag habe Frau M. sie gepackt und sei ins Hotel gezogen. Bis der Vater die beiden geholt habe.

Von dieser Zeit an habe Frau M. versucht, die Tochter auf ihre Seite zu ziehen. Indem sie der Tochter erzählte, dass der Vater schlecht zu ihr sei. Lamberti beschreibt ihn als unterkühlt, er rede bis heute nicht über das Geschehene. Sie sagt, er habe ihr nie etwas Böses getan. Damals aber beginnt sie sich vor ihm zu fürchten.

Als Lamberti elf Jahre alt ist, trennt sich Frau M. von ihrem Ehemann. Damals weiß die Tochter noch nicht, dass dieser Streit ihr Leben prägen wird. Auch Frau M. lässt er bis heute nicht los. Das zeigt eine Nachricht, die Frau M. öffentlich an eine ehemalige Arbeitskollegin geschrieben hat.

20. Mai 2017, Nordsee Zeitung, Kleinanzeigen. „An Frau U. K.: Eine uns bekannte ehemalige Kollegin hat mir gesagt, dass Sie Unwahrheiten über mich erzählen. Es leben noch Menschen, die über die Wahrheit (bzgl. Italien) Bescheid wissen. Margarete M."



ZEILEN VOLLER ZORN
Ausschnitte aus einer Postkarte, die Frau M. ihrer Tochter geschickt hat

Nach der Trennung zieht Frau M. mit ihrer Tochter nach Bremerhaven, in ihre Heimat. Dort geht es Frau M. von Tag zu Tag schlechter. Lamberti sagt, dass Frau M. abhängig war, Tabletten und Alkohol. Eines Tages Nervenzusammenbruch. Die Tochter ist da noch ein kleines Mädchen. Aber sie beginnt in dieser Zeit zu merken, dass an der Liebe der Mutter etwas nicht stimmt. Heute sagt Lamberti, dass damals die charmante Fassade von Frau M. bröckelte. Und der Dreck zum Vorschein kam.

Frau M. habe ihr eingehämmert, dass sie ein komischer Mensch sei, uninteressant und nicht liebenswert. Frau M. habe alles getan, um Lamberti klein zu halten. Sie habe sie auf eine Haupt- und Realschule geschickt, mit der Begründung, ihr mangele es an Bildung. Dabei, sagt Lamberti, sei sie in Diktat und Aufsatz die Beste gewesen. Sie sagt auch, sie sei an der Schule gemobbt worden. Sie habe Frau M. das erzählt, die habe nichts unternommen.

Lamberti glaubt, dass Frau M. neidisch war, auf ihre behütete Kindheit in Italien und auf ihre Intelligenz. Und die Aufmerksamkeit ihres Vaters.

Oft fährt Lamberti im Sommer für einige Wochen zu ihm. Die beiden reisen zusammen, er macht ihr Geschenke. Frau M. macht das rasend. Bis heute wirft sie der Tochter vor, sich vom Vater kaufen zu lassen. Bei ihm schlecht über sie zu reden. Ihm Geheimnisse anzuvertrauen.

Postkarte von Frau M., der Hafen von Melbourne. „Du kennst das ‚Vater unser' nicht, nicht alle 10 Gebote, und das Einzige – scheint's was zählt, sind Schmuck, Geld, Einrichtungsgegenstände. Toll bist Du, super."

Frau M. sagt, dass sie vor Kummer sterben wird

Lamberti fühlt sich in Bremerhaven wie in Ketten. Flüchtet sich in Bücher und Träume. Denkt an Suizid. Wird Sekretärin. Wie Frau M.

Eines Tages, da ist sie 26, zieht Lamberti nach München. Eine Befreiung. Aber auch der Moment, in dem der Konflikt mit Frau M. eskaliert.

Frau M. soll von Herzproblemen gesprochen haben. Davon, dass sie vor Kummer sterben werde, wenn Lamberti gehe. Verwandte sollen zu Lamberti gesagt haben: Wie kannst du nur so gemein zu deiner Mutter sein. Schuldgefühle plagen die Tochter. Sie will nicht verantwortlich sein für den Tod von Frau M.

Einmal steht Frau M. unangekündigt vor der Tür von Lambertis WG. Lamberti fühlt sich bedrängt, zieht in der Folge mehrfach um. Sagt Frau M., dass sie sie anzeigen wird, wenn sie noch einmal kommt.

Als Lamberti 28 ist, sehen sich die beiden zum vorerst letzten Mal.

20. August 2001, Brief von Jürgen, dem neuen Ehemann von Frau M. „Deine Mutter bat mich, Dir nur kurz mitzuteilen, dass sie erst spät erkannt und von anderen gehört hat, dass eine gewisse Belastbarkeitsschwäche in den Genen der Familie mütterlicherseits liegt (Uroma, Oma, Mutter und Onkel). Ich kenne sie seit 14 Jahren. Ja, sie hat Fehler wie jeder andere Mensch. Aber sie ist auch sehr hilfsbereit und verständnisvoll."

Wenn Lamberti in diesen Jahren morgens zum Briefkasten geht, findet sie oft bis zu drei Postkarten oder Briefe. Immer wieder die gleichen Vorwürfe, immer wieder Enttäuschung und Zorn. Zwei Briefe aus dem Jahr 2011 hätten sie besonders verletzt, erzählt Lamberti. Frau M. habe ihr darin geschrieben, dass sie ihr ihre „Untaten" vergebe. Und dass Lamberti nunmal psychisch gestört sei, weil sie ein Scheidungskind ist.

Lamberti will jetzt keinen Kontakt mehr. Frau M. schon.

Eines Tages steht sie vor Lambertis ehemaliger Wohnung, erzählt den Nachbarn weinend, sie suche ihre Tochter, die sei psychisch krank, sie müssten gemeinsam in Therapie. Danach fährt sie zum Arbeitsplatz ihrer Tochter, kommt aber nicht über die Pforte hinaus. Als Lamberti erfährt, dass Frau M. da gewesen ist, harrt sie im Büro aus. Dann ruft sie für die Heimfahrt ein Taxi. Damit Frau M. sie nicht verfolgt.

Lamberti zieht um, wechselt den Job, schaltet eine Anwältin ein

Später wechselt Lamberti den Job. Bis heute versucht sie zu verhindern, dass Frau M. ihre Wohnadresse und ihre Telefonnummer erfährt.

18 JAHRE KEINEN KONTAKT ZU FRAU M.

Postkarte von Frau M., „Illinois, Prairie State". „Die Wahrheit, wo ist die Wahrheit. Alle meine sogenannten Fehler sind die Fehler Deines Vaters. Wer unehrlich ist, will unbedingt Macht haben. Ich hab es dir wenigstens gesagt."

Über eine Anwältin verhängt Lamberti im Jahr 2011 eine Kontaktsperre. Frau M. akzeptiert das. Offiziell. Lamberti sagt, dass Frau M. sie auch danach durch Telefonate mit Verwandten überwacht hat.

Es ist das vorläufige Ende einer zerstörerischen Beziehung. Insgesamt 18 Jahre haben sich die beiden nicht gesehen. An 18 Therapeuten und Hilfsorganisationen habe sie sich seither gewandt, sagt Lamberti. Und eine Essstörung entwickelt. 15 Kilo habe sie zugenommen, als sie den Kontakt zu ihrer Mutter abbrach.

Lamberti sagt, dass Frau M. narzisstisch gestört ist. Eine Mutter, die niemals akzeptieren wird, dass ihre Tochter einen eigenen Willen hat. Lamberti sagt, dass sie trotz allem zufrieden ist. Weil sie Frau M. endlich los ist. Aber ist das die Wahrheit?

Als Lamberti von der Beerdigung ihrer Jugendfreundin nach Hause kommt, nachdem sie auf der Fahrt immer wieder unter Kopfschmerzen erbrochen hat, fällt sie in eine mehrtägige Depression. Fühlt sich wieder wie damals, zuhause bei Frau M., als hätte sich ihr Selbst verkrochen. Lamberti sagt, dass sie sich in den Tagen danach zwingen muss, nicht über Frau M. nachzudenken.

Für einen kurzen Moment auf der Beerdigung hatte Lamberti geglaubt, Frau M. wolle sich für alles entschuldigen.

Vielleicht ist die Wahrheit eine andere. Vielleicht wird sie Frau M. niemals los.

MÄDCHEN ZIMMER

Im Bordell verkaufen Frauen ihre Körper. Dort, wo sie zur Ware werden, verraten nur wenige Details etwas über sie

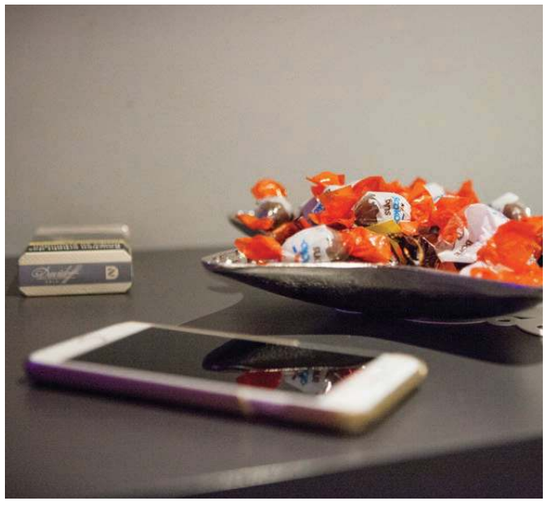
FOTOS Erik Häußler

RUBY, 28, RUMÄNIEN

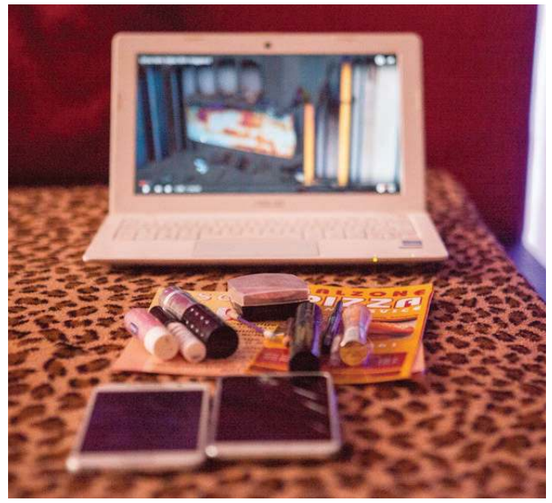
FRANCESCA, 28, RUMÄNIEN

JESSICA, 39, SLOWAKEI

KARLA, 21, RUMÄNIEN



ANJA, 23, DEUTSCHLAND



JOHANNA, 28, DEUTSCHLAND

ERIKA, 24, RUMÄNIEN

MELISSA, 25, UNGARN

ELLA, 24, RUMÄNIEN

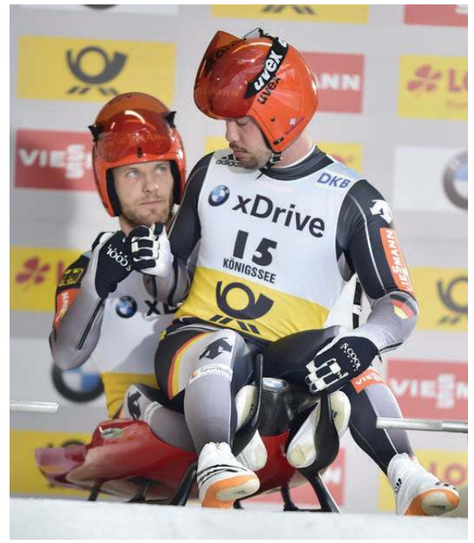
„ICH SPÜRE JEDES KILO, DAS ER ZU VIEL HAT“

INTERVIEW Caspar Schwietering

Fotos: BSD/Reker, BSD/Wassmuth

Zweimal Gold bei Olympia und vier Weltmeistertitel haben Wendl und Arlt bisher gewonnen

Im Winter liegt Tobias Wendl fast jeden Tag auf Tobias Arlt. Wie fühlt sich das an?



Seit siebzehn Jahren starten die beiden 30-Jährigen aus dem Berchtesgadener Land gemeinsam

Herr Arlt, Herr Wendl, wenn Sie durch die Eisrinne rodeln, sieht das aus, als würden Sie kuscheln. Wie sehr spüren Sie einander?

Tobias Arlt: Ich sehe nur Tobis Kopf, wenn ich nach vorne schaue. Er lenkt, weil er die Bahn sieht, ich helfe mit meinem Arschgefühl. Ich habe den direkten Kontakt zum Schlitten und spüre genau, was unter uns passiert. Drehe die Schultern oder verlagere das Gewicht, um versehentliche Rutscher auszugleichen. So, dass es Tobi beim Steuern nicht aus dem Konzept bringt.

Tobias Wendl: Wenn wir einen guten Lauf haben, ist es, als würde ich allein fahren, weil unsere Drehungen eingespielt sind. Wir sind dann eine Einheit. Im besten Fall merke ich erst im Ziel, dass jemand dabei war.

Arlt: Falls unsere Bewegungen nicht aufeinander abgestimmt sind, stürzen wir und verletzen uns schwer. Wir sind füreinander verantwortlich und müssen einander vertrauen.

Tobias Wendl wiegt 90 Kilo. Können Sie noch atmen, wenn er auf Ihnen liegt?

Arlt: In den Kurven wird der Druck besonders hoch. In manchen Bahnen wirkt für Sekundenbruchteile das Achtfache meines Körpergewichts. Dazu kommt auch noch das von Tobi. Da bleibt mir ab und zu die Luft weg. Der Tobi ist etwa 15 Kilo schwerer als ich. Das presst ganz schön. Ich fühle jedes Kilo, das er zu viel hat.

Ist das nicht undankbar, dass Sie idealerweise gar nicht bemerkt werden, Herr Arlt?

Arlt: Wenn ich nicht dabei bin, funktioniert es nicht. Wenn ein anderer unter dem Tobi läge, würden die beiden auch ans Ziel kommen. Gewinnen würden sie aber nicht.

Wendl: Wir haben als Junioren einmal aus Spaß mit einem anderen Doppelsitzer-Paar die Partner getauscht. Das war eine Vollkatastrophe. Ich hatte das Gefühl, ich habe da einen Holzstock hinten drin liegen. Alles war so grob. Na, das mach' ich nimma.

Was hat da genau gefehlt?

Wendl: Der Rhythmus. Dieses feine Drehen, das der Arlti macht. Mein Tauschpartner lag einfach nur gerade da drin. Da war jede Kurveneinfahrt, als würdest du gegen einen Wand fahren: Bom, Bom, Bom. Das hat gekratzt und gescheppert.

Können Sie auch fahren, wenn Sie gerade Streit hatten?

Arlt: Streit gibt es bei uns nicht. Wenn der Tobi mal schlecht drauf ist, dann braucht der seine Ruhe. Dann ist das aber nach ein, zwei Stunden auch wieder vorbei. Das ist andersherum ganz genauso.

Was hat das Rodeln mit Ihrer Freundschaft gemacht?

Arlt: Sie ist intensiver geworden. Der Tobi ist jetzt Patenonkel meiner ältesten Tochter.

Wendl: Das ist nicht wie bei den Skifahrern, bei denen jeder seinen eigenen Trainer hat. Wir gehören mit Blut und Schweiß zusammen.

Müssen Rodler überhaupt Freunde sein, um Erfolg zu haben?

Arlt: Absolut. Wir machen das jetzt schon seit Jahrzehnten. Wir haben so viel Vertrauen zueinander aufgebaut. Ich würde auch mit keinem anderen mit 130 Kilometern pro Stunde durch die Eisrinne rasen.

Wendl: Der Arlti und ich sind zwei lustige Typen. Wenn da irgendein Stinkstiefel unter mir läge, würde ich Amok laufen.

Arlt: Wir haben überhaupt erst angefangen, Doppelsitzer zu fahren, weil wir befreundet sind. Wie sollst du mit jemandem rodeln, mit dem du nicht klarkommst? Wie soll das funktionieren? Ich heirate auch keine Frau, die ich nicht mag.

Für Elisa Meyer sind Kuscheln und Sex unterschiedliche Bedürfnisse

DER GROSSE LÖFFEL

TEXT Helena Ott
FOTOS Natali Glisic

ELISA MEYERS ARBEITSPLATZ IST IHR BETT. FREMDE BEZAHLEN FÜR IHRE BERÜHRUNGEN. SIE IST PROFESSIONELLE KUSCHLERIN

Wenn Elisa Meyer einen Kunden löffelt, umschließen ihre Arme fest seine Schultern. Jeder Zentimeter ihres Oberkörpers drückt sich an den fremden Rücken, ihre Beine umschlingen das Beinpaar neben ihr. Mit warmen Händen knetet sie Ohrläppchen, streicht fest von der Gesichtsmitte Richtung Haaransatz. Mit den Fingerspitzen fährt sie den seitlichen Brustkorb bis zum Becken entlang und massiert zärtlich den Bauch. Alles über dem T-Shirt.

Manche Menschen würden sagen, dass Elisa Meyer sich prostituiert. Sie setzt ihren ganzen Körper ein, um Bedürfnisse anderer zu befriedigen. Aber ist sie deshalb eine Hure?

Meyer kuschelt mit fremden Menschen, für 60 Euro die Stunde. Die Brüste und der Intimbereich sind tabu, auch Küssen ist nicht erlaubt. Eine Vereinbarung unterschreiben ihre Kunden im Voraus. Ansonsten gibt es keine Grenzen.

Meyer, 31, liebt, was sie tut. Wenn sie lacht, ziehen sich filigrane Fältchen um ihre Augen. Sie erzählt, dass sie Menschen durch das Kuscheln erst richtig kennenlernt. Auf ihre Augen allein verlässt sie sich nicht. Sie sagt, dass sie jemanden erst kennt, wenn sie ihn auch berührt hat. „Davor sieht man nur eine Maske."

> **Ich dachte, man legt sich hin und schmust ein bisschen, aber Elisa hat mich gleich angesprungen wie ein Tiger und mich fest im Arm gehalten. Das war befreiend für mich.**
> *Hans G., 66, war Entwicklungshelfer in Westafrika, seine Eltern hatten ihn als Baby aus ihrem Schlafzimmer verbannt, weil er viel geschrien hatte*

Meyer ist egal, was andere Leute denken: darüber, dass sie meist keinen BH trägt, dass sie unrasierte Beine hat oder mit ihren Freunden in der Öffentlichkeit schmust. Im April hat sie ihre Doktorarbeit in Germanistik abgegeben, bewirbt sich jetzt um eine Stelle am Lehrstuhl der Wiener Universität. Allein vom Kuscheln kann sie bisher nicht leben. Ihre zukünftige Arbeitsstelle will sie so auswählen, dass genug Zeit für ihre Kuschelkunden bleibt. Mal hat sie fünf Termine in einer Woche, mal nur einen. Meyer gibt auch Kuschelpartys, in denen sich die Teilnehmer unter ihrer Anleitung berühren.

Sie glaubt, dass sie mit dem Kuscheln Menschen helfen kann. Sie würde ihren Ruf ruinieren, nie wieder einen normalen Job bekommen, glauben Arbeitskollegen und manche Freunde. Ihr Job löst Irritationen aus. Vielleicht, weil sie dem Kuscheln die Romantik nimmt, es auf bloße Berührung reduziert.

Elisa Meyer gründete ein Online-Netzwerk für Kuschler

Dass Sex zu Geld gemacht wird, hat die Gesellschaft akzeptiert. Beim Kuscheln geht es vielen Menschen um Gefühle, um mehr als nur ein körperliches Bedürfnis. Meyers Beruf macht Kuscheln zu einer Dienstleistung, einer Technik, die jeder lernen kann. Sie zerstört damit die Illusion, dass Kuscheln nur mit dem richtigen Partner schön ist.

> **Früher habe ich für Sex bezahlt. Irgendwann habe ich gemerkt, dass das nicht die Nähe ist, die ich brauche. Ich wurde sehr melancholisch.**
> *Hans G.*

Meyers Kunden sind Menschen, die sehr lange nicht mehr umarmt oder gestreichelt wurden. Die meisten sind Männer über 40. Manche hatten noch nie eine feste Beziehung. Ihre Körper hungern. Einige Kuschelkunden leiden unter Burn-Out und Depressionen oder haben große Schwierigkeiten, auf Menschen zuzugehen. Meyer hofft, ihnen Ängste zu nehmen. Dass sie zur Kuschlerin gehen, muss dann vorher mit dem Therapeuten abgesprochen sein.

Etwa ein Viertel ihrer Kunden sind weiblich. Einige Frauen kommen zu ihr, weil sie missbraucht wurden. Mit ihren Berührungen will Meyer ihren Kunden sagen: „Es ist okay, wie du bist." Sie sollen sich fallen lassen und neues Selbstvertrauen gewinnen.

> **Am Anfang konnte ich den Glücksrausch nach dem Kuscheln nicht ganz einordnen. Es fühlte sich an, wie frisch verliebt zu sein.**
> *Dirk R., 39, geschieden, in seiner Ehe gab es zehn Jahre lang kaum Berührungen*

Viele Männer bekommen beim Kuscheln eine Erektion

Seit zwei Jahren arbeitet Elisa Meyer als Kuschlerin

Elisa Meyer ist eine Frau, die gegen eine gesellschaftliche Norm kämpft, in der Kuscheln und Berührungen außerhalb von Beziehung und Familie etwas Schmutziges sind. Für Meyer ist Kuscheln wie Essen und Schlafen: ein Grundbedürfnis. Es braucht Köche und Matratzenverkäufer. Also braucht es auch Kuschler. Meyers Freund sieht das auch so: Seit April dieses Jahres kann man ihn auf ihrer Website als Kuschler buchen.

Im Februar 2016 gründete Meyer die „Kuschel-Kiste". Ein Online-Netzwerk für professionelle Kuschler, dem sich sieben weitere Österreicher und Deutsche angeschlossen haben. Drei Monate zuvor hatte Meyer auf Facebook einen Artikel über die zehn verrücktesten Berufe gelesen. Der Kuschler, sie musste laut lachen. Ihre Belustigung wandelte sich schnell in die Gewissheit: „Das ist es, was ich machen möchte."

Elisa Meyer ist süchtig nach Berührung. Schon als Kind hat sie es geliebt, sich von ihrer Mutter stundenlang streicheln und kraulen zu lassen. Im Internet fand sie ein Kursangebot der US-amerikanischen Kuschel-Koryphäe Samantha Hess. Sie meldete sich an, um für die bevorstehenden Kuschelstunden zu lernen, was bei Berührungen im Körper passiert, und wie sie dabei helfen kann, dass ihre Kunden sich wieder wohlfühlen.

Für ihre Kuschelstunden schlüpft Meyer in Yogahosen, zieht ein bequemes T-Shirt an und bindet ihre schulterlangen braunen Haare zu einem Zopf. Ihre Kunden empfängt sie in ihrer privaten Altbauwohnung im 15. Wiener Bezirk. An der Lampe hängen Girlanden und Luftballons, im Regal und auf dem Boden stapeln sich Philosophie-Wälzer, auf dem Sofa liegen Decken und Kuscheltiere.

Bevor ein Kunde eintrifft, meditiert Meyer. Damit wolle sie alles, was sie privat beschäftige, loslassen. Zur Kuschelstunde schaltet sie eine Lampe an, die warme, bernsteinfarbene Sprenkel an die Wand wirft. Dann breitet sie ein großes Tuch mit orientalischem Muster auf ihrem Bett aus. So werden die drei Quadratmeter der Matratze zu ihrem Arbeitsplatz.

Sich beim Kuscheln vollständig zu entspannen, sei nicht leicht, sagt Meyer. Im Alltag würden viele Berührungen schnell mit Sex verbunden. Das sei ein Grund dafür, dass mehr als die Hälfte ihrer männlichen Kunden am Anfang eine Erektion bekomme. Für Meyer ist das „völlig normal". Sie weiß, wie sie erregte Männer beruhigen kann. Dazu wechselt sie die Kuschelposition: Der Mann legt sich auf den Bauch und Meyer sich der Länge nach auf seinen Rücken. Trotz des intensiven Körperkontakts würden die Gekuschelten in dieser Haltung eher an das Gefühl kindlicher Geborgenheit erinnert statt an Sex, sagt Meyer.

> **Ich habe eine große Erleichterung gespürt. Ich musste keine sexuelle Leistung zeigen und eine Frau befriedigen. Ich durfte einfach das Kuscheln genießen.**
> *Dirk R.*

Für viele ihrer Kunden schafft der intensive Körperkontakt eine Vertrautheit, in der sie sich öffnen und reden können. Manchen Kunden fällt es dadurch leichter, mit Meyer über ihre Probleme zu sprechen als mit dem Therapeuten.

Sobald ihr Wecker mit leisen Naturgeräuschen die Kuschelstunde beendet, versucht Elisa Meyer die Sorgen ihrer Kunden zu vergessen. Wenn sie den Gekuschelten mit einer Umarmung verabschiedet hat, öffnet sie die Fenster, um negative Gedanken nach draußen zu lassen. Manchmal sei ihr dann danach, wild durch die Wohnung zu springen.

SCHLUSS MIT DEM GESÜLZE

TEXT Vera Weidenbach

Meint ihr das eigentlich ernst? Ihr sagt: Das Schicksal entscheidet, ob wir einen Menschen treffen, mit dem wir für immer zusammen bleiben wollen. Schwachsinn! Ihr sagt: Jeder hat einen Seelenverwandten. Als ob!

Das Leben ist kein Matthias-Schweighöfer-Film. Ihr fantasiert über menschliche Nähe und große Gefühle. Dieses Gesülze muss raus aus euren Köpfen! Euch treibt kein Gefühl, euch treiben die Hormone. Das mächtigste unter ihnen: Oxytocin.

Oxytocin ist ein Botenstoff im Gehirn. In den letzten Jahren schrieb jede Frauenzeitschrift über das „Kuschelhormon“, das „Liebeshormon“, oder das „Wunderhormon“. Allein, dass ihr von „Wunder“ und „Hormon“ in einem Wort sprecht, beweist, dass ihr körperliche Vorgänge nicht als solche akzeptieren könnt. Immer noch müssen Wunder her.

Dabei ist alles recht einfach. Ohne Oxytocin würde sich kein Mensch für den anderen interessieren, gäbe es keine Flirtversuche in der Bar, keine Anziehung. Oxytocin lässt uns vertrauen. Es wird durch Berührung freigesetzt und senkt den Stresspegel. Wenn ihr Sex habt, bekommt ihr ohne das Hormon keinen Orgasmus. Oxytocin ist der Stoff, aus dem euer Glück ist.

Und der wirkt nicht nur bei One-Night-Stands. Aus der Forschung mit Wühlmäusen weiß man, dass Oxytocin auch für lange, monogame Liebesbeziehungen wichtig ist. Mäuse, die Oxytocin verabreicht bekamen, blieben mit ihrem Partner zusammen, auch wenn sie keinen Sex mit ihm hatten.

Ihr überhöht Vertrauen, Liebe und Sex. Ihr wollt nicht wahrhaben, dass diese Dinge nichts Himmlisches sind, sondern so irdisch wie unser Stuhlgang. Eine Sache der Hormone.

Liebe ist – wie Schmerz – eine Reaktion des Körpers auf Reize der Außenwelt. Unser Gehirn feuert Hormone auf die Neuronen. Und was kommt bei uns an? Herzklopfen und Bauchkribbeln. Das Herz hat nichts mit unseren Gefühlen zu tun. Verschickt endlich Hirn-Emojis!

Euer Gesülze ist gefährlich. Ihr redet wie Priester, die körperliche Liebe für unrein halten. Liebe ist immer körperlich und kann deshalb nur eins sein: menschlich. Liebe ist klebrig und niemals perfekt. Sie ist nichts, wofür man sich schämen muss, und nichts, das man verbergen muss.

Seid nicht so arrogant. Hört auf, euch besser zu fühlen als die Wühlmaus. Denn ihr seid es nicht, nur weil ihr euer Spiegelbild erkennt und Binärcode beherrscht. Eine Spitze der Evolution gibt es nicht, genauso wenig wie das Schicksal oder eine Seele.

Warum denkt ihr über alles nach? Warum braucht ihr für eure Liebe immer einen höheren Sinn? Reicht es nicht vollkommen aus, glücklich zu sein? Unsere Gefühle bleiben doch wertvoll, aufregend und schön. Nehmt sie einfach als das an, was sie sind: tanzende Moleküle.

Große Momente werden noch größer, wenn man sie teilt.

IAA

Die neuen Cayenne Modelle.

Kraftstoffverbrauch (in l/100 km) innerorts 16,4–11,1 · außerorts 9,5–7,9 · kombiniert 11,9–9,0; CO_2-Emissionen 272–205 g/km

PORSCHE